Conscience

Valentin.

Eine Geschichte unserer Tage.

Zweiter Theil.

Conscience

Valentin.

Eine Geschichte unserer Tage.

Zweiter Theil.

Valentin.

Eine Geschichte unserer Tage

von

Hendrik Conscience.

Aus dem Flämischen

von

Professor Dr. Büchele.

Zweiter Theil.

Stuttgart.

Franckh'sche Verlagshandlung.

Schnellpressendruck von Aug. Wörner, vormals J. G. Sprandel, in Stuttgart.

X.

Der Lehrer stand in seiner Schule vor einer großen schwarzen Tafel und war damit beschäftigt, eine Linie mit der Kreide anzuschreiben. Seine Hand schien nicht sehr fest: denn er wischte hin und wieder einen schlechtgerathenen Buchstaben aus.

Von etlichen dreißig Kindern, hinter unsaubern, abgenützten Pulten sitzend, hielten die meisten ihre Augen auf die Bücher geheftet, als lernten sie eine Aufgabe auswendig; viele jedoch warfen von der Seite einen Blick auf die Uhr, deren Zeiger nicht mehr fern von dem Vierer waren. Deßgleichen sahen sie hin und wieder verwundert nach dem Lehrer, als könnten sie nicht begreifen, warum er eine Vorschrift auf die Tafel machte, jetzt da die Schule eben ausgehen sollte. Er mußte also von Zeit und Stunde gar nichts wissen?

Inzwischen hatte Valentin in sehr schönen und großen Buchstaben folgende Worte auf die Tafel gesetzt:

„Verlassenheit. Traurigkeit. Freundschaft. Genesung. Dankbarkeit. Verzweiflung. Verkümmerung. Krankheit. Tod.“

Er betrachtetete seine Arbeit und schüttelte verdrießlich den Kopf, während er einen Schritt zurücktrat, als ob das Geschriebene ihn schmerzlich überraschte. War es Zauberei? Da stand vor seinen Augen der kurze Begriff seines vorhergehenden Lebens und seiner trüben Zukunft! Wie kam es doch, daß er, in der Meinung, ganz gesonderte Worte zu formen, ohne es zu wissen, solche niederschrieb, welche eine klare, doch verhängnißvolle Reihen-

folge darboten? Da konnte nichts helfen. Was er auch versuchte, um sich seinem grausamen Loose zu unterwerfen, seine Seele blieb von unüberwindlicher Störung beherrscht.

Indem er einen schweren Seufzer ausstieß, griff er nach dem Schwamm und wischte alles wieder aus. Dann nahm er die Kreide und wollte von Neuem anfangen und hatte bereits das Wort Vaterland auf die Tafel gesetzt, als das Gewicht an dem Uhrwerk sank und der erste Schlag von Vier durch die Schule erklang.

Es entstand ein Geräusch von Holzschuhen, von Schiefertafeln und von zufallenden Pulten; die Schüler standen auf und verließen die Schule, indem sie durch einander den Lehrer grüßten, welcher überrascht nach der Wanduhr sah und an der Richtigkeit ihres Gangs zweifelte.

Eine lange Weile blieb er nachdenklich stehen und rieb sich traurig die Stirne. Dann nahm er einen Kehrbesen aus einer Ecke und begann mit langsamen und unterbrochenen Bewegungen den Boden der Schule zu kehren.

In dieser niedrigen Arbeit wurde er jedoch bald durch eine Stimme gestört, welche einen so seltsamen Eindruck auf ihn machte, daß er den Besen aus der Hand fallen ließ und die Röthe der Scham ihm in die Wangen stieg.

Der Oelschläger, der Vater Helena's, stand vor ihm. Nicht mit strengem Ausdruck und vorwurfsvollem Blick, sondern still lächelnd und mit trübem Gesicht, gleich Jemand, der von großem Kummer gebeugt wird.

„Meister," sagte er, „Sie sind verwundert, mich hier zu sehen, nicht wahr? Wollen Sie mir eine Unterredung von einigen Minuten gestatten?"

Der Lehrer führte ihn in ein Kämmerchen, wo sich statt allen Hausraths nur ein tannener Tisch und zwei Rohrstühle befanden, neben einem kleinen Eckkasten, wahrscheinlich dem Speiseschrank, denn es lag ein Messer und ein angeschnittenes Brod auf demselben.

„Beliebt Ihnen, Platz zu nehmen, Herr Minnens," sagte er. „Ein armer Schulmeister, der zudem Junggeselle ist, hat nicht

viele oder kostbare Möbel. Entschuldigen Sie also, ich bitte Sie ......"

„Nun Meister," fiel ihm der Oelschläger in's Wort, während er sich niedersetzte; „ich begreife Sie wahrhaftig nicht: Sie scheinen nicht erzürnt über mich, nach meinem insolenten Benehmen gegen Sie?"

„Warum sollte ich erzürnt über Sie sein?"

„Dann sind Sie kein Mensch wie ein andrer. Ich machte mich darauf gefaßt, daß Sie nach vollem Rechte mich mit bittern Vorwürfen empfangen und vielleicht mir die Thüre weisen würden, so wie ich es mit Ihnen gethan habe. Ich verdiene es und Sie sind Herr in Ihrem Hause. Jetzt scheinen Sie von Nichts mehr zu wissen! Ich muß bekennen, daß ich so gut nicht sein würde."

„Aber, Herr Minnens, meiner festen Ueberzeugung nach sind Sie getäuscht, mißleitet worden und hielten mich einer Falschheit schuldig. Ich habe Ihre Handlungsweise gegen mich auf Rechnung Ihres Irrthums gesetzt."

Der Oelschläger faßte Valentin bei der Hand und sagte:

„Sie sind wahrhaftig ein braver Bursche, Meister. Was mich betrifft, ich bin ein barscher, auffahrender Kerl; aber das Herz ist gut, zweifeln Sie nicht daran. Ja, ja, Meister, ich wurde getäuscht, schmählich getäuscht. Sie allein hatten Recht, und ich muß mich bei Ihnen bedanken, aufrichtig bedanken für das, was Sie gethan haben. Es gibt noch ein Mittel, um mein armes Kind vor Unglück und Trübsal zu behüten; Sie, mein Freund, Sie sollen Ihr Retter werden; ohne Sie würden wir blindlings in das Netz gelaufen sein, welches arglistige Menschen vor unsern Füßen ausgespannt hatten."

„Sie sind also jetzt gleichfalls überzeugt, daß Casimir Ihre Tochter nicht liebt und nichts als Ihr Vermögen im Auge hat?" murmelte der Lehrer mit freudiger Ueberraschung.

„Ueberzeugt, Meister, vollständig überzeugt. Ihre Worte, obwohl ich Ihnen so schlecht dafür gelohnt habe, machten mich unruhig. Nach langem Zögern bin ich in die Stadt gegangen und habe Erkundigungen eingezogen bei Personen, welche Casimir

genau kennen und selbst in Handelsbeziehungen zu ihm gestanden sind. Es ist noch viel schlimmer mit ihm, als Sie glaubten, Meister. Der Betrüger steckt bis über die Ohren in Schulden; er hat seinen Vater gezwungen, sein Besitzthum schwer zu belasten, um den schlechten Kerl vor Schande zu retten, vor Entehrung und Schande, Meister; denn hätte der alte Steenput das schmerzliche Opfer nicht gebracht, das Gericht würde sich darein gelegt haben. Und Sie denken, daß der Kummer seines Vaters und die Gefahr, welcher er selbst ausgesetzt war, ihn zur Besserung angetrieben hätte? Ganz und gar nicht: er verschwendet noch mehr Geld als zuvor, besonders seitdem die Rede von seiner Heirath mit meiner Tochter ist. Ach, in welchen schrecklichen Abgrund wollte ich mich stürzen! Aber Sie, Meister, haben mich bei Zeiten gewarnt und zurückgehalten. Ich, der gearbeitet und sich geplagt hat von Kindesbeinen an, um, Stüber für Stüber, ein kleines Vermögen zu sammeln, ich hätte so mein erworbenes Geld vergeudet sehen sollen und würde endlich noch in meinen alten Tagen in Armuth gerathen sein. Ja, ja, nun durchschaue ich dieses schnöde Komplott. Das Beibringen würde unmittelbar draufgegangen sein; dann hätten sie den Schwiegervater zwischen der Schande seines Kindes und immer neuen und neuen Opfer wählen lassen. Ich wäre so vielleicht von allem entblößt worden. Sehen Sie, solche Erwägungen machen mich vor Angst zittern; ich mag nicht daran denken; es würde mich vor lauter Schrecken krank machen. Wenn Sie wüßten, Meister, was ich für Verdruß habe!"

„Warum haben Sie Verdruß, Herr Minnens?" fragte der Schulmeister. „Da nunmehr die List des Betrügers entdeckt worden, so ist es als ob nichts geschehen wäre; und wir müssen im Gegentheil den Himmel preisen, der Ihnen den Verstand aufgeklärt hat, ehe es zu spät war. Die gute Helena, ein Leben voll Trauer, voll Unglück bedrohte sie; aber, Gottlob, nun ist sie gerettet."

„Ach, es ist nichts gerettet, mein Freund!" seufzte der Oelschläger, den Kopf schüttelnd.

„Nichts gerettet? Wie verstehen Sie das? Sie machen mich zittern. Sollte Helena .....?"

„Es ist eine arglistige Verruchtheit, die über allen Begriff geht," antwortete Helena's Vater. „Man muß ein wahrer Taugenichts sein, um solche Mittel auszufinden und kecker Weise zu gebrauchen! Denken Sie sich einmal, ich bin in der Stadt und vernehme da über Casimir Steenput Dinge, die mich erschrecken; ich suche den Schelm auf und mache ihm Vorwürfe; er sucht durch listige Auslegungen mich an der Nase herum zu führen; ich verlasse ihn, um weitere und sichere Erkundigungen einzuziehen. Was thut er? Auf der Stelle nimmt er ein Fuhrwerk und fliegt in aller Eile nach Lisseghem!"

„O Himmel, welche Bosheit! Um Helena die Binde noch fester über die Augen zu ziehen, wenn es möglich wäre; aber sie hat ihn nicht ......?"

„Lassen Sie mich sprechen, Meister; Sie werden es sogleich hören. Wissen Sie, was in meinem Hause geschehen ist? Der betrügerische Schurke hat sich Helena zu Füßen geworfen und unter Vergießung von Krokodilsthränen ihr Alles bekannt, ja sich vielleicht schwärzer gemacht, als er ist. Er hat gebeichtet, um Vergebung gebeten, ihre Hülfe angefleht und sie beschworen, ihn vom Tode zu retten und seine arme Seele vor ewiger Verdammniß zu bewahren. Er hat die Grausamkeit, die Falschheit gehabt, Helena glauben zu machen, daß er sich vor Verzweiflung eine Kugel vor den Kopf schießen werde, wenn er auf ihre Liebe verzichten müßte. Vermögen und Geld seien ihm gleichgültig; er werde, wenn nur sie ihn nicht verurtheile, wohl den Beweis liefern, daß ihre Güte genüge, um ihn stark zu machen und mit uns, mit der Welt und mit Gott zu versöhnen. Was weiß ich weiter? Der boshafte Teufel hat gesprochen wie ein Engel, und Helena hat sich leider mehr und mehr in seinem Netze verstricken lassen."

„Und sie weigert sich, die Augen zu öffnen vor der zweifellosen Wahrheit?" seufzte Valentin erbleichend.

„Die Augen öffnen, Meister? Sie hat keine Augen mehr, denn allein für den Erzbetrüger, der sie dermaßen bezaubert hat, daß sie ohne Scheu den Krieg gegen ihre Eltern annimmt. Casimir Steenput oder das Kloster, wir mögen wählen."

„O, hundertmal lieber das Kloster!“ rief der Lehrer aus.

„Aber, Meister, sind Sie denn wahnsinnig, wie die Andern — vergeben Sie mir die bittern Worte. Das Kloster? Mein einziges Kind sollte barmherzige Schwester werden? Und was bleibt mir dann übrig auf der Welt? Nein, nein, ich will wissen, für wen ich gearbeitet habe. Meine arme Frau, und ich, wir sollten allein bleiben bis zu unserem Tode? Und Sie jubeln und sind voll Freude, daß Helena in ein Kloster gehen will? Sie haben also kein Quentchen Mitleid mit mir oder mit meiner armen Frau? Wahrhaftig von Ihnen verdienen wir das nicht.“

„Sie verstehen mich nicht recht, Herr,“ sagte der Lehrer. Die Heirath ihrer Tochter mit Casimir Steenput sehe ich als ein unendliches Unglück für dieselbe an. Gibt es kein anderes Mittel, als das Kloster, um der unheilvollen Verbindung vorzubeugen, so sei das Kloster gesegnet, das Ihr armes Kind vor dem Abgrund bewahrt.“

„Irrthum, Thorheit!“ rief der ungeduldige Oelschläger. „Ich will Enkelchen haben; meine Tochter soll heirathen, sie mag wollen oder nicht. Und sehen Sie, Meister, Sie werden es mir vielleicht nicht glauben; aber wenn man mir noch länger mit dem Kloster bange macht, ... dann verschenke ich, so wahr ich lebe, Helena's Hand an Casimir Steenput. Ich muß Großvater sein, und wäre es auch von einem Haufen kleiner Schelme; es ist mir gleich! Reizen Sie mich also nicht mehr mit dem Kloster, denn Sie würden mich sonst zu wahnsinnigem Thun treiben.“

Valentin sah den Oelschläger erschrocken an und murmelte:

„Sie könnten also Ihr Kind blindlings ins Verderben stürzen! Unmöglich, Sie sind Vater .....“

„Ja, ich bin Vater, ich habe es genug gezeigt, da ich wie ein Sclave für sie arbeitete und sparte.“

„Dieser Casimir Steenput ist ein verächtlicher Mensch, Herr Minnens. Die bloße Vorstellung, daß Ihre holde Helena in seine Macht gerathen kann, sollte Sie mit Angst und Schauder erfüllen.“

„Ich weiß das zur Genüge. Sprechen Sie nicht weiter von dem falschen Burschen. Helena soll jedoch heirathen. Ich werde einen Gatten für sie suchen: einen braven Jungen, der etwas

Vermögen hat. Und ob er dann schön sei oder nicht, sie soll seine Hand annehmen. Ich sehe wohl, daß ich durch blinde Liebe zu meinem Kinde alle Herrschaft über sie verloren habe; doch ist es noch nicht zu spät, Meister, sich zu bessern. Seien Sie versichert, sobald ich einen passenden Mann für sie gefunden habe, so soll sie mir gehorchen, und ich werde ihr zeigen, daß es in meinem Hause keinen andern Willen gibt als den meinigen."

„Sie wollen dieselbe also zwingen?"

„Ja, ja, sie soll sich biegen oder brechen."

„Ach, Herr Minnens, eine Ehe ohne Liebe, das muß doch ein großes Unglück sein."

„Liebe!" spottete der Oelschläger, „was Liebe? Eine Kinderei von einem Augenblick. Wenn man Geld hat, ist keine Liebe nöthig."

„Sie irren sich gewiß, Herr. Für ein gefühlvolles Herz wie das ihrer Tochter muß das Leben ohne gegenseitige Zuneigung gleich einer ewigen Nacht sein."

„Träumereien eines kranken Gehirns, Meister. Zum Beispiel, Sie sind häßlich von Angesicht, 'nicht wahr? Aber wenn Sie Vermögen besäßen, glauben Sie, daß ich zögern würde, Ihnen Helena's Hand zu schenken?"

„Mir ..... mir, o Himmel!" stammelte der Schulmeister, von einer heftigen Bewegung ergriffen.

„Warum nicht eben so wohl Ihnen, als einem andern? Ich habe schon mehr als einmal daran gedacht. Ihr Herz ist gut, Sie haben Verstand, und Sie würden das Geld nicht vergeuden."

Valentin schüttelte nachdenklich den Kopf.

„Und warum nicht?" wiederholte der Oelschläger. „Glauben Sie, daß Sie meine Tochter nicht glücklich machen könnten?"

„Sie glücklich machen?" rief der Lehrer mit unwillkürlicher Lebhaftigkeit. „Ach, und müßte ich dafür all mein Blut bis auf den letzten Tropfen vergießen!"

„Blut ist nicht nöthig; das sind lauter Dummheiten und eitle Worte. Hätten Sie nur einiges Vermögen; aber Sie sind so arm wie ein Wurm! Da liegt die Unmöglichkeit!"

Von einer übermächtigen Verzückung beherrscht, hatte Valenti

die Augen zu Boden gesenkt. Die letzten Worte von Helena's Vater zerstörten jedoch seinen Traum; er erhob den Kopf wieder und betrachtete den Oelschläger mit einem stillen Hohnlächeln auf den Lippen.

„Sie müssen nicht darüber lachen," sagte der letztere. „Was ich sage, ist sehr ernsthaft gemeint . . . . . Aber ich bin gekommen, Sie um einen Dienst zu bitten. Da Sie noch so hohen Werth auf das Glück meiner Tochter legen, so werden Sie meine Bitte nicht abschlagen. Sie kennen Helena. Wir haben ein verzogenes Kind aus ihr gemacht. Sie ist widerspenstig und unbeugsam, wenn sie sich etwas fest in den Kopf gesetzt hat. Nun will sie durchaus Casimir Steenput heirathen; und ich muß Ihnen gestehen, daß ich nicht weiß, ob sie nicht zuletzt uns zwingen wird, in ihr unseliges Begehren zu willigen. Diese Furcht macht mich unglücklich. Wir haben Alles versucht, alle Mittel erschöpft. Vergebens! In diesem hoffnungslosen Zustand, Meister, gibt es Niemand auf Erden, der uns noch retten kann, außer Ihnen."

„Außer mir?"

„Sie können es allein, Meister. Vergessen Sie mein unverschämtes Benehmen gegen Sie und leihen Sie uns Ihren Beistand. Kommen Sie zu uns, sprechen Sie mit Helena, gebrauchen Sie allen Ihren Einfluß bei ihr, und wenden Sie allen Ihren Verstand, Ihre Beredtsamkeit an, um dieselbe zu überzeugen, daß sie von dieser Heirath abstehen muß."

„Aber . . . . . aber, ich darf es nicht wagen," stammelte der Schulmeister.

„Nicht wagen? Warum?"

„Helena haßt mich."

„Was für ein alberner Gedanke?"

„Sie hat mir es selbst gesagt, Herr!"

„Es ist möglich, daß sie Ihnen so etwas in einem Anflug von Verdruß gesagt hat; aber wie könnte dieß ernstlich gemeint sein, da Helena seitdem noch nie aufgehört hat, Ihre Sache zu vertheidigen und Sie gegen mich, ja selbst gegen Casimir Steenput in Schutz zu nehmen? Ja, Meister, in meiner Verblendung war ich Willens, Ihnen Böses, viel Böses zuzufügen; Casimir

wollte sich blutig an Ihnen rächen. Helena hat uns zurückgehalten. Ah, sie ist noch Ihre beste Freundin, davon dürfen Sie überzeugt sein."

„Engelgleiche Seele von Güte!" murmelte der Lehrer.

„Wohlan, Sie werden kommen, nicht wahr, Meister? Vielleicht besitzen Sie Macht genug über dieselbe, um sie zu retten. . . . . . Sehen Sie, wenn es Ihnen gelänge, würde ich mich nicht karg zeigen und Sie freigebig belohnen. Reichen Sie mir die Hand; es ist ein ernstliches Versprechen, welches ich Ihnen gebe: schlägt sich Helena, auf Ihren Rath, diese Verheirathung aus dem Kopf und steht sie zugleich von dem Kloster ab, so kaufe ich Ihnen neue Möbel, ich setze Ihr Haus in einen ordentlichen Stand; und haben Sie einiges Geld nöthig, um Ihre Schulden zu bezahlen, so strecke ich es Ihnen auf lange Frist und ohne Zinsen vor. Gehen Sie darauf ein, Meister?"

Valentin, durch dieses Anerbieten gedemüthigt, fühlte die Röthe der Scham auf seiner Stirne glühen.

„Geld? Sie wollen mir Geld geben?" äußerte er fast unwillig.

„Jede Mühe ist ihres Lohnes werth, Meister; und für einen armen Teufel wie Sie ist ein solches Versprechen nicht zu verachten. Vielleicht scheint es Ihnen nicht genug für den Dienst, welchen ich von Ihnen erwarte. Wohlan, thun Sie Ihr Bestes: ich werde großmüthig sein und Ihre Schulden bezahlen. Werden Sie kommen? . . . . . Sie antworten mir nicht?"

Valentin schaute ihn mit peinlicher Verwunderung an. Jedermann, Freund und Feind, hielt ihn also für käuflich? Seine bekannte Armuth gab Jedermann das Recht, ihn für gemein und niederträchtig zu halten, um ihn zu höhnen und zu demüthigen? Aber er bezwang das Gefühl der Entrüstung, welches ihn anwandelte, und war im Begriff, seine Zustimmung zu geben, als plötzlich an die Thüre geklopft wurde.

„Bleiben Sie, ich bitte, Herr Minnens," sagte der Lehrer aufstehend; „ich will sehen, was es ist."

Auf dem Hausgang fand er den Postbedienten, welcher ihm einen großen Brief zur Hand stellte und ohne ein Wort zu sprechen, sich wieder entfernte.

Das fremde Aussehen dieses Briefs erregte bei Valentin Ueberraschung und Besorgniß. Derselbe war mit vier schwarzen Siegeln verschlossen, und es kam ihm vor, als ob davon ein Grabesduft aufstiege. Auf alle Fälle konnte es nichts als eine Todesanzeige sein.

Den Brief unter seinen Augen hin und her drehend, kehrte der Schulmeister in das Gemach zurück. Er zögerte jedoch, das gefürchtete Schreiben zu öffnen.

„Was ist das?“ fragte der Oelschläger neugierig. „Ist Jemand gestorben in Ihrer Familie?“

„Ich bin verwaist und habe keine Familie,“ sagte der Lehrer.

„Verdrießlich genug; sonst könnte es die Ankündigung einer Erbschaft sein. Oeffnen Sie den Brief; Sie werden gleich sehen, was es ist.“

„Ich fürchte mich,“ murmelte Valentin.

„Warum?“

„O, ich habe nur einen Freund auf der Welt. Sollte er mir entrissen worden sein?“

„Nun, so öffnen Sie den Brief, sage ich Ihnen!“ fiel der Oelschläger ungeduldig ein. „Dieses Zaudern ist eine Kinderei. Es ist, als fänden Sie Vergnügen daran, sich selbst zu quälen.“

Der Lehrer erbrach, ohne auf diese barschen Worte zu achten, den Umschlag des Packets. Es war darin neben einem großen und dicken Blatt Papier noch ein feineres enthalten. Dieses letztere, ohne Zweifel die eigentliche Botschaft, wurde zuerst von Valentin aus einander geschlagen und er hielt eine Weile mit zunehmender Bestürzung die Augen darauf gerichtet.

Plötzlich erbleichte er, und seine Hand begann zu zittern.

„Was haben Sie? Ein Unglück!“ rief der Oelschläger.

„Still, still, ich bitte Sie!“ äußerte Valentin mit erstickter Stimme. „Lassen Sie mich lesen ...... Unmöglich! Ich träume!“

„Aber sagen Sie doch, was es ist! Sie machen, daß ich vor Neugier vergehe!“

„Ich weiß nicht, der Kopf schwindelt mir ...... Hunderttausend Francs? Mir? Ich soll reich sein? ..... Da, Herr

Minnens, lesen Sie selbst. Wenn meine Augen mich nicht betrogen haben!"

Der Oelschläger las den Brief und schlug hernach das zweite Blatt auseinander.

„Ein Testament ...... von einer Frau von Overvliet," sagte er, jedes Wort betonend. „Himmel, es scheint richtig. ‚Ich vermache und hinterlasse an Valentin Stoop, gegenwärtig Gemeindelehrer zu Lisseghem, eine Summe von hunderttausend Francs, welche ihm von meinem Universal-Erben, frei und ohne Kosten, in baarem Gelde zur Hand zu stellen sind; und dieß zum Lohn für die treuen Dienste, welche seine Eltern mir erwiesen haben' ...... Es ist in der Ordnung; kein Zweifel bleibt möglich!"

Jetzt erst nahm er seinen Hut ab, den er bisher aufbehalten hatte, verbeugte sich tief und in feierlichem Ernst vor dem verblüfften Schulmeister und sagte in ehrerbietigem Ton:

„Herr Stoop, ich wünsche Ihnen Glück und ich hoffe, Sie werden trotz Ihres Vermögens die Güte haben, mein früheres Betragen gegen Sie zu vergessen. Ihre Freundschaft, wenn ich derselben fernerhin mich erfreuen darf, wird mir eine große Ehre sein."

„O mein Gott! vergib mir!" murmelte der Lehrer für sich, die Augen zum Himmel erhebend. „Ich habe die edelmüthige Beschützerin meiner Jugend als karg und geizig zu beargwohnen gewagt, und noch auf ihrem Sterbebette überhäuft sie mich mit ihren Wohlthaten! Möge ihre Mildthätigkeit in dem Himmel ihren Lohn finden!"

„Der Boden brennt mir unter den Füßen!" rief der Oelschläger. „Ich muß diese unglaubliche Neuigkeit meiner Frau und Helena melden. Herr Stoop, mein lieber Herr Stoop, ich bitte, fassen Sie keinen Entschluß, ehe ich zurückkehre. Sie können es nicht wissen; das Geld thut Wunder. O, möchte es gelingen! Ja, es soll gelingen. Ich verabschiede mich auf kurze Zeit bei Ihnen. Sie lieben unsere Helena, nicht wahr? Sie werden dieselbe noch lieben trotz Ihres Vermögens? Nicht nöthig, daß Sie mir antworten. Ich weiß, was ich weiß. Leben Sie wohl, leben Sie wohl!"

Und mit diesen Worten lief er zum Hause hinaus.

Als er allein war, blieb Valentin noch eine Weile in seiner Verblüfftheit; aber das Licht, das Bewußtsein seiner neuen Lage stieg allmählig in seinen Geist hernieder. Er griff abermals nach den Papieren, las und las sie mit steigender Freude wieder, bis er endlich mit erhobenem Haupte aufsprang und mit lebhaften Geberden in seinem Kämmerchen herumzugehen anfing, als wäre dieses Gemach nunmehr für einen reichen Mann, wie er zu eng geworden.

Ein wirrer Gedankenstrom floß ihm durch das Gehirn. Bald erhob er mit Augen, die vor Entzücken leuchteten, den Blick zum Himmel, als wollte er ihm für ein unsägliches Glück danken, bald fuhr er mit einem Ausdruck des Schauders in seinem Angesichte zurück, als wäre ihm bange vor seinen eigenen Träumen. Er trat vor den Spiegel, schüttelte den Kopf, lachte und seufzte.

Endlich ließ er sich, von allen diesen auf einander folgenden und entgegengesetzten Bewegungen ermattet, auf einen Stuhl am Tische sinken, starrte vor sich hin und verlor sich in einem Abgrund von Betrachtungen. Er hatte sich selbst vergessen und blieb lange unbeweglich wie ein Steinbild sitzen.

Plötzlich öffnete er seine Tischschublade, griff nach einem Blatt Postpapier und begann so eilfertig zu schreiben, daß seine Hand über dasselbe hinlief, als hätte er das Fieber gehabt.

Als er in kurzer Zeit die zwei ersten Seiten des Bogens vollgeschrieben hatte, hielt er an und blieb eine Weile ganz still. Dann drehte er das Papier um und begann zu lesen, was er da hingeworfen hatte. Er bewegte zwar die Lippen, aber anfänglich drang kein Laut über dieselben. Erst beim Beginn der zweiten Seite bekam er Stimme, und da vernahm man:

„Ja, mein Freund, Vermögen macht den Menschen selbstsüchtig; solche Träume, solche strafbare Träume bestürmen mich. Helena liebt Casimir Steenput, kann aber nicht zwei Personen zugleich lieben. Was in mir vorgeht, ist Wahnsinn. Gottlose Eingebung. Wird das Geld mir die Maske nehmen, welche die Kinderkrankheit mir auf das Angesicht gedrückt hat? Ich werde nicht mehr arm sein; ja, aber häßlich, häßlich werde ich bleiben.

Gott sei Dank, mein Gewissen hat den Sieg davon getragen. Sie wird diesen Casimir heirathen. Es sei so. Ich nehme die heilige Sendung an, die mir vergönnt wird. Ich bin reich; ich werde über sie wachen. Diese hunderttausend Francs gewähren mir das Mittel, ihr Schutzgeist zu werden. Dieß ist nun mein alleiniger Gedanke, dieß wird fortan mein Lebenszweck sein. Verschwendet Casimir ihr und ihrer Eltern Vermögen, so werde ich da sein als unbekannt ihr zu helfen, und sie vor Dürftigkeit oder Elend zu bewahren. Ach, diese Sendung ist schon genug für mein Herz. Ich werde so das Recht haben, insgeheim sie zu lieben, wenn ich nur für ihr Glück allein lebe, ohne daß sie oder Jemand anders außer Dir es weiß. O, ungeachtet dieses Erbes wie werde ich gefoltert von einem schrecklichen Zweifel, und ich muß entschlossen streiten gegen mein Gewissen. Noch will das Geld mich zu andern, zu selbstsüchtigen Gedanken treiben; nun aber bin ich ruhig, nun habe ich das Mittel gefunden, um glücklich zu sein . . . . . Gesegnet sei der Himmel, der mir gestattet, mein ganzes Leben, all mein Thun, meine leisesten Gedanken sogar, ihr zu weihen, die ich bis zum Grabe lieben muß!"

Er hörte Geräusch in dem Gang, verbarg den Brief in der Tischschublade und stand auf, um zu sehen, wer in seine Wohnung getreten war.

Der Oelschläger öffnete die Thüre, setzte seinen Hut auf einen Stuhl, faßte die Hand des Lehrers und fragte, ihm fest in die Augen sehend:

„Herr Stoop, Sie lieben unsere Helena, nicht wahr? . . . . . Sprechen Sie, ich bitte. Warum es verbergen? Glauben Sie, daß ich es nicht schon lange her weiß? . . . . . Sie sind kein Kind mehr und brauchen darum nicht roth zu werden. Aber sagen Sie gerade heraus, daß Sie dieselbe von Herzen lieben!"

Valentin, so plötzlich befragt, schien geneigt, das Geheimniß seines Herzens zu verrathen; aber die Offenbarung erstarb auf seinen Lippen: er murmelte nur eine undeutliche Antwort.

„Es sei so, ich weiß genug, mein guter Herr Stoop," fuhr der Oelschläger fort. „Ich will Ihnen den Weg leicht machen. Wollen Sie Helena's Mann werden?"

„Ich der Gatte von ..... von Ihrer Tochter?“ stammelte der Lehrer, vor Erregung fast auf den Beinen wankend. „Die süße Helena meine Braut? Unmöglich, unmöglich!“

„Es hängt allein von Ihnen ab, Herr. Ich habe mit meiner Frau und mit Helena darüber gesprochen. Sagen Sie Ja, und es ist beschlossen.“

„Beschlossen? Beschlossen?“ rief Valentin, außer sich vor Bestürzung. „Willigt Helena in diese Heirath? ..... O Gott, laß mich nicht sterben in diesem Augenblick!“

„Ja, sie wird ihre Einwilligung geben, Herr.“

Der Lehrer erlag beinahe vor Rührung und Glück; er sank auf seinen Stuhl nieder und schaute den Oelschläger mit weit aufgerissenen Augen und klopfender Brust an, als wäre er einer Ohnmacht nahe.

Helena's Vater schien sehr erfreut über den günstigen Eindruck, welchen seine Worte auf Valentin gemacht hatten. Er schwieg, bis er bemerkte, daß der junge Mann sich ein wenig von seiner Aufregung erholt hatte; und sagte dann:

„Sie hätten sehen sollen, Herr, wie erfreut unsere Helena war, als ich ihr meldete, daß Sie hunderttausend Francs geerbt haben! Sie schien ebenso glücklich wie Sie selbst über die unerwartete Botschaft und pries Gott mit gefalteten Händen für seine Güte gegen Sie.“

„O, hören Sie auf, Herr, lassen Sie mich zu Athem kommen!“ seufzte der Lehrer. „Machen Sie mich nicht wahnsinnig!“

„Gewiß, gewiß, mein guter Herr Stoop, Helena hat Sie immer geliebt; und wäre der verwünschte Casimir Steenput nicht dazwischen gekommen, ... aber nein, sehen Sie, hunderttausend Francs, dieß räumt viele Unebenheiten aus dem Wege. Würde sie gegen allen Anschein zu lange Widerstand leisten, nun so bin ich da, um sie zu zwingen.“

„Zwingen? Sie wollten dieselbe zwingen?“ keuchte Valentin mit einem verzweiflungsvollen Lachen auf den Lippen. „O, Sie foltern mich; Sie kommen daher und machen mir das Herz vor Glück schwellen, um es plötzlich unter Ihrem Hohn zu zermalmen!

Grausamer, der Himmel vergebe Ihnen das Leid, das Sie mir, vielleicht unwissentlich, anthun!"

„Ei, ei, in welchen Dorn sind Sie so plötzlich getreten?" sagte der Oelschläger ärgerlich und verwundert. „Sie ziehen ein Gesicht, als wollten Sie mich beißen. Wir sind Männer; lassen Sie die Kindereien bei Seite."

„Es ist genug, Herr, still mit den übelangebrachten Scherzen," unterbrach ihn Valentin. „Wenn Sie nicht offenherzig mit mir sprechen wollen, so ist es zum Mindesten unpassend, an meinem Leiden sich länger zu ergötzen! Wenn Sie gefühllos und materiell von Gemüth sind, so hat Gott mir ein Herz gegeben, das gegen den Spott nicht Bestand hat."

Valentin hatte den Kopf erhoben und es leuchtete nicht allein Entrüstung, sondern auch Stolz aus seinen Augen.

Der Oelschläger, durch den Laut seiner Stimme beherrscht, antwortete in demüthigem Ton:

„Nun, erzürnen Sie sich nicht, lieber Herr Stoop; ich vergaß auf einen Augenblick, daß Sie nicht mehr derselbe sind. Hunderttausend Francs, das gibt Ihnen in der That ein Recht auf Rücksicht und Achtung. Vergeben Sie mir; jeder singt so wie er einen Schnabel hat: ich bin nur ein einfältiger Bauer; aber habe ich etwas gesagt, das Sie verletzen könnte, so seien Sie überzeugt, es war nicht ernstlich gemeint. Lassen Sie uns Freunde bleiben. Nehmen Sie die Hand meiner Tochter an?"

„Sie bieten mir etwas, das Ihnen nicht angehört," antwortete der Lehrer.

„Immer seltsamere Dinge. Ich sollte über die Hand meiner Tochter nicht nach Belieben verfügen können?"

„Nein, wer die Hand von dem Herzen scheidet, begeht eine Missethat."

„Wir wollen sehen. Willigen Sie nur ein, Helena's Bräutigam zu werden. Das Uebrige ist meine Sache."

„Ich willige nicht ein; ich will sie nicht verkaufen, ich will nicht ihr Henker werden."

„Sie ist doch ein hübsches Mädchen, und deren Vermögen wird größer sein als das Ihrige."

„Ich bitte, hören Sie auf, mich in Versuchung zu führen. Ich bin schwach, ich könnte unterliegen."

„Sie lieben Helena also nicht?"

„O mein Gott, ich sie nicht lieben!" seufzte Valentin schmerzlich. „Wenn ich sie nicht mehr als mein eigenes Glück liebte, würde ich einen Augenblick Ihnen widerstehen können?"

„Sie sind unbegreiflich, erlauben Sie mir, Ihnen das kurzweg zu sagen, Herr Stoop. Sie lieben dieselbe und weisen sie als Braut ab?"

„Ich will nicht wie ein Tyrann das arme Lamm mit Gewalt in meinen Besitz bringen."

„Und wenn sie ihre Einwilligung gäbe?"

„Wenn sie ihre freie Einwilligung gäbe?" rief Valentin mit funkelnden Augen. „Ich stürbe beinahe vor Dankbarkeit und Glück, ehe mir das feierliche Jawort an den Stufen des Altars im Herzen ertönen würde."

„Dieß sind lauter übertriebene Redensarten, die uns vom rechten Wege abbringen," sagte der Oelschläger mit einer gewissen Ungeduld. „Lassen Sie uns als verständige Leute reden. Sie begreifen wohl, daß Helena an einem einzigen Tag den schönen Casimir, der sie so völlig bezaubert hat, nicht vergessen kann. Dazu ist ein bischen Zeit nöthig. Aber man darf den dummen Grillen eines verblendeten Mädchens nicht nachgeben. Ich habe auch etwas in meinem Hause zu sagen. Nehmen Sie an, daß ich meine Herrschaft über sie gebrauchen muß, daß ich zu einiger Gewalt meine Zuflucht nehmen muß, um ihren Gedanken eine andere Richtung zu geben. Was macht das aus? Wenn dieselbe nur einwilligt, Ihre Braut zu werden, mögen Sie gewiß deren Hand mit Freuden annehmen."

„Mit Gewalt? Niemals!" antwortete Valentin, welcher gerade durch diesen Streit sich gegen die Versuchung gestärkt fühlte. „Stehen Sie von Ihrem Vorhaben und von Ihrer Hoffnung ab, Herr Minnens. Ich bin ein ehrlicher Mann, nicht allein in Geldsachen, sondern auch in Gefühls- und Gewissenssachen. Sie wollen aus mir den Tyrannen und Henker Ihrer Tochter machen. Ich wiederhole es Ihnen, ich liebe sie viel zu sehr, um je zu solcher Grausamkeit mich herzugeben."

Der Oelschläger sah ihn zuerst mit verdrießlicher Ueberraschung, dann allmälig mit steigendem Zorn an.

„Sie treiben wahrhaftig Spott mit mir!“ brummte er. „Ihre Worte haben keinen Sinn. Wie? Sie lieben Helena und zwingen mich, dieselbe Casimir Steenput zur Frau zu geben? Glauben Sie denn, daß dieselbe mit ihm glücklicher sein wird, als mit Ihnen? Sie müssen eine schlechte Meinung von sich selbst haben. Es sei so; Sie werden die Schuld an deren traurigem Loose auf der Welt tragen, und Sie verurtheilen uns alle zu Kummer, zu Mißgeschick, zu Elend vielleicht. Ich danke Ihnen, Herr, für so viel Gefühllosigkeit. Leben Sie wohl, Sie sehen mich zum letzten Mal.“

Waren diese Worte dazu berechnet, einen entscheidenden Eindruck auf das Gemüth des Lehrers zu machen, oder waren sie aufrichtig gemeint? Jedenfalls erbleichte Valentin, und als er den Oelschläger wirklich einen Schritt nach der Thüre machen sah, um das Zimmer zu verlassen, sprang er ihm nach, faßte ihn am Arm und sagte mit heftiger Bewegung:

„Himmel! Mein Herr, was wollen Sie thun?“

„Was ich thun will?“ lautete die Antwort; „mich dem Geschick unterwerfen, welchem zu entgehen Sie mich hindern: ich will meine Zustimmung zu Helena's Heirath mit Casimir geben.“

„O nein, nein, es ist unmöglich!“

„Casimir oder das Kloster. Es bleibt keine andere Wahl. Von dem Kloster will ich nichts hören.“

„Und Sie wollten Helena diesen abscheulichen Betrüger heirathen lassen?“

„Ich werde den Heirathskontrakt unterschreiben. Auf der Stelle; Sie haben mir die letzte Hoffnung geraubt.“

„Sie wird unglücklich sein ihr ganzes Leben!“

„Ich weiß es wohl; aber da Sie sich weigern, dieselbe zu retten? Was man nicht hindern kann, muß man annehmen, und stürbe man vor Verdruß.“

Der Schulmeister rang krampfhaft die Hände. Sein starrer Blick zeugte von Angst und Schrecken, und er murmelte in sich hinein, als hätte er die Anwesenheit des Oelschlägers vergessen:

„Sie die Frau des schändlichen Menschen? Sie in der Gewalt des gefühllosen Geschöpfs? Sklavin und Opfer bis an das Grab? Ein Leben voll Trauer und Thränen? Sie, der gute, der reine Engel, die Beschützerin, die Wohlthäterin des armen Lehrers, zu einem entsetzlichen Loose verurtheilt? Und ihr nicht helfen, sie nicht retten können?"

„Nun, nun, beruhigen Sie sich, Herr Stoop; Sie lassen sich immer zur Uebertreibung hinreißen," sagte der Oelschläger. „Betrachten Sie die Sache mit kaltem Blute. Sie scheinen wahrhaftig zu viel Liebe zu unserer Helena zu haben, und das Uebermaß Ihrer Neigung zu ihr schreckt Sie ab, etwas zu thun, das derselben unangenehm sein könnte. Erlauben Sie mir Ihnen zu bemerken, daß das eine große Schwachheit von Ihrer Seite ist, und daß es Ihnen, wenigstens hierin, an Edelmuth gebricht. Sie wird Ihre oder Casimir Steenputs Frau. Schlagen Sie deren Hand aus, so verurtheilen Sie dieselbe nicht allein zum Unglück, sondern vielleicht zu Schande und Elend, wie Sie so gut als ich wissen. Helena hat Ihnen Trost gebracht, als Sie, Ihren eigenen Worten zufolge, krank wurden vor Kummer, erst aus Mitleid, dann aus wahrer Neigung zu Ihnen. Tausendmal haben Sie versichert, daß Sie ihr ewig dankbar für die bewiesene Güte sein würden. Wo ist nun die Dankbarkeit? Ich will nicht denken, daß das Geld Sie also verändert hat; nein, unterbrechen Sie mich nicht. Ein Anderer an Ihrer Stelle würde sagen: sie hat mir wohl gethan, sie ist mir zu Hülfe gekommen, als ich arm und verlassen war; nun will ich ihr lohnen; ich will sie bewahren vor einem unglückseligen Leben und sie retten gegen ihren Willen, welche Opfer dazu auch erforderlich sein mögen. Ein Mann, der seine Pflicht begreift, würde so räsonniren; denn Sie können es nicht leugnen, Sie würden wenigstens sich bestreben, dieselbe glücklich zu machen, nicht wahr?"

„O ja, ich würde darnach trachten!" seufzte Valentin. „Kein Augenblick meines Lebens, der nicht diesem Zweck gewidmet sein sollte!"

„Aber wie unsinnig doch! Und Sie könnten es über sich gewinnen, dieselbe zur Heirath mit einem ehrlosen Schelm zu ver-

urtheilen, während Sie nur zu wollen brauchen, um diesen Fluch von unserem Haupte abzuwenden!"

„Ich bin bereit, es wenigstens zu versuchen!" rief der Schulmeister.

„Sonst begehre ich nichts," antwortete Herr Minnens. „Ueberlassen Sie die Sache mir."

„Sagen Sie, was muß ich thun?"

„Nicht viel. Heute ist es zu spät, und wir brauchen Zeit, um Helena zur Vernunft zu bringen. Ihre Mutter und ich, wir wollen ihr dermaßen vorpredigen, daß Sie wahrscheinlich auf keine großen Schwierigkeiten mehr stoßen werden. Kommen Sie morgen zu uns. Wenn die Sache weit genug gefördert ist, werden Sie Helena selbst diese Heirath vorschlagen. Zögerte sie noch, dann wird die Beredtsamkeit von Ihnen leicht das letzte Hinderniß beseitigen."

„Ich sollte Helena vom Heirathen sprechen? Nie werde ich es wagen. Wäre ich nicht so häßlich . . ."

„Nun, nun, Sie verkennen sich selbst. Erinnern Sie sich nicht, daß, als Sie noch arm waren, Helena selbst versicherte, daß sie die mindere Schönheit Ihres Gesichts gar nicht mehr bemerke? Wie wird es jetzt sein, da Sie Vermögen geerbt haben? Wer weiß, ob Helena nach Verfluß einiger Tage nicht die Augen ganz öffnet und Ihre Hand mit Freude und Liebe als ein wahres Glück annimmt?"

„O, wäre so etwas möglich?"

„Es ist sehr möglich; aber dazu ist erforderlich, daß Sie einigen Muth zeigen. Was könnten Sie fürchten? Thun Sie es nicht aus Dankbarkeit und Aufopferung, um sie zu retten? . . . . Wohlan, werden Sie zu uns kommen? Morgen früh?"

„Ich werde kommen," antwortete Valentin, dessen Augen nun vor Freude funkelten.

Der erschütterte Jüngling war endlich der langedauernden Versuchung unterlegen; denn er faßte die Hand des Oelschlägers und drückte sie so feurig, als wollte er ihm für eine große Wohlthat seinen Dank abstatten.

„So ist es recht," sagte Helena's Vater. „Ich verlasse Sie,

Herr Stoop; die Sache ist allzu ernstlich und erfordert zu viel Eile, um Zeit zu verlieren. Suchen Sie inzwischen in Ihrem guten Gedanken sich zu bestärken und vergessen Sie vor allem nicht, welche unvermeidliche Wahl das Schicksal uns auferlegt. Helena muß die Frau von Ihnen oder von Casimir werden. Dem ist nicht auszuweichen. Das Urtheil, welches Sie aussprechen, wird unwiderruflich sein."

„O, ich werde Muth haben, seien Sie ruhig!" rief Valentin. „Um sie aus den Händen dieses grausamen Verführers zu retten, gäbe ich mit Freuden mein Blut und mein Leben!"

Der Oelschläger nahm seinen Hut, drückte Valentin die Hand und sagte:

„Bleiben Sie in dieser guten Stimmung; alles wird nach unserem Wunsche gehen; Helena wird Sie lieben und Ihnen dankbar sein. Leben Sie wohl, leben Sie wohl, mein Schwiegersohn, bis morgen!"

Und mit diesen Worten verließ er das Haus.

XI.

Der Schulmeister hatte diese Nacht nicht gut geschlafen. Aufgeregt durch die plötzliche Veränderung, welche in seiner Lage eingetreten war, wechselsweise vergehend vor Glück bei dem Gedanken, daß Helena seine Frau werden könnte, oder zitternd vor Besorgniß, daß er eine grausame Handlung der Selbstsucht begehen würde, vermochte er durchaus nicht Ruhe zu finden. Er drehte und wandte sich in seinem Bette von einer Seite zur andern und kämpfte gegen die peinliche Schlaflosigkeit, bis endlich bei Anbruch der Morgenstunde die Ermüdung ihn in einen schweren Schlaf versinken ließ.

Kaum war jedoch die Sonne über dem nächtlichen Nebel aufgestiegen, so wurde er durch ein leises, aber wiederholtes Klopfen an seiner Thüre geweckt.

Er öffnete seine schweren Augen und horchte verdrießlich auf das unzeitige Geräusch, welches wahrscheinlich von einem armen

oder geringen Menschen herkommen mußte, da Leute, die Vertrauen zu sich selbst haben, so leise und ängstlich nicht anklopfen. Mit diesen Gedanken ließ Valentin, noch schlaftrunken, den Kopf wieder auf sein Kissen fallen und beschloß, sich zu stellen, als ob er nichts gehört hätte.

Aber das Klopfen wiederholte sich, bis der Schulmeister, ganz wach, mit Mißvergnügen aus dem Bette stieg, in aller Eile seine Kleider anzog und die Thüre öffnete, um zu sehen, wer ihn so frühe störte.

Der Bürgermeister der Gemeinde trat in das Zimmer, mit dem Hute in der Hand und einem schmeichelnden Lächeln auf den Lippen. Er habe, sagte er, diesen Morgen nach der Frühmesse vernommen, was für ein ansehnliches Erbe dem Lehrer zu Theil geworden sei. Er halte es deßwegen für seine Pflicht, nicht nur als Haupt der Gemeinde, sondern auch als Freund, als wahrer Freund, der erste zu sein, um ihm Glück zu wünschen. Dabei fügte er so viele Schmeicheleien über den Verstand, die Gelehrsamkeit und die Herzensgüte von Herrn Stoop, über die Gerechtigkeit Gottes und über seine eigene Freude, einen so ausgezeichneten Mann nach Verdienst belohnt zu sehen, hinzu, daß Valentin mit nichts anderem, als unbedeutenden Entschuldigungen zu antworten wußte.

Nach der Ansicht des Bürgermeisters war es unmöglich, daß ein Mann, der hunderttausend Francs geerbt hatte, nur noch einen Tag länger den Kindern Unterricht ertheilen sollte. Aus Anhänglichkeit an Herrn Stoop und um ihm jede weitere Mühe zu ersparen, hatte er, im Einverständniß mit dem Pastor, die Sache abgemacht: Der Sohn des Küsters sollte die Kinder unterrichten, bis ein anderer Schulmeister ernannt würde.

Da Valentin ihm für diese Dienstfertigkeit aufrichtig dankte, nahm der Bürgermeister die Gelegenheit wahr, um ihm zu erklären, daß er auf der schönsten Seite des Dorfes eine Wohnung hätte, die leer stände. Es sei ein Landhaus, einem Schlößchen gleichend, mit einem großen Garten, gut gebaut und nicht feucht. Der eigentliche Miethzins betrage wenigstens tausend Francs, aber von dem Wunsche beseelt, einen so verdienstvollen Mann in Lisseghem

zu behalten, würde er ein Opfer bringen und es an Herrn Stoop für achthundert vermiethen.

Da er merkte, daß der schläfrige Valentin dann und wann gähnte, wurde ihm klar, daß er mit längerem Verbleiben ihm zur Last fallen könnte. Er wiederholte also mit vielen Verbeugungen seinen herzlichen Glückwunsch und entfernte sich.

Es erschreckte Valentin, daß man nach der Frühmesse an der Kirchthüre von seinem Erbe gesprochen hatte. Das ganze Dorf mußte also davon wissen; und wenn der Bürgermeister — ein strenger, steifer Mann, der ihm niemals viel Wohlwollen bewiesen hatte — schon so früh ihn zu wecken gekommen war, mußte er nicht auf viele andere Besuche sich noch gefaßt machen?

Daran war nicht zu zweifeln; denn als er ein Geräusch vor der Thüre der Schule vernahm, schaute er durch einen Schlitz in der Fenstergardine und sah auf der Straße viele Dörfler stehen, welche seine Wohnung fragend angafften, als ob sie eine wunderbare Erscheinung erwarteten.

Valentin begann in aller Eile sich aufs Beste anzukleiden und zu richten, denn es war für ihn in mehr als einer Hinsicht ein feierlicher Tag.

Kaum hatte er jedoch angefangen, sich den Bart abzunehmen, so klopfte man an die Zimmerthüre. Er konnte sich eines ärgerlichen Brummens nicht erwehren. Hätte er doch einen Diener gehabt; so war es doch gar zu seltsam und vielleicht lächerlich, mit eingeseiftem Bart und einem Rasirmesser in der Hand, selbst die Thüre Leuten öffnen zu müssen, welche zu ihm hergelaufen kamen, einzig weil er hunderttausend Francs geerbt hatte. Doch unhöflich konnte und wollte er nicht sein; er rief also, wiewohl unzufrieden über seine unangenehme Lage, endlich:

„Herein!"

Drei oder vier Pächter, Eltern von einigen seiner Schüler, traten in das Zimmer. Sie sprachen alle zu gleicher Zeit von ihrer großen Freude über das ansehnliche Erbe, das ihm zu Theil geworden, und überhäuften ihn mit vielen Glückwünschen.

Nach diesen kamen noch andere, selbst Frauen, — denn nun war der Weg gebahnt — und so füllte sich das kleine Zimmer

des Schulmeisters mit Menschen von allerlei Stand, welche in dem Ausdruck ihrer Freude, ihrer Achtung und Freundschaft unerschöpflich schienen.

Wer etwas verhoffte, etwas zu verkaufen, oder zu verhandeln hatte, vergaß dabei nicht, sich seiner Gunst zu empfehlen. Hier war es ein Grundbesitzer, der ihm ein Pachtgut überlassen wollte; dort ein Guanohändler, der ihm seine Waare für den Fall anpries, daß Herr Stoop, als bekannter Liebhaber, am Landbau seine Freude fände; dann wieder ein junger Mensch, der ihn um seine Fürsprache ersuchte, um eine Stelle als Thürhüter zu bekommen.

Diejenigen, die etwas besaßen und Töchter hatten, luden ihn ein, sie doch mit einem Besuch zu beehren; Therese, Isabella und Philomena hatten stets große Achtung für ihn gehegt und nunmehr von seinem Glück mit ausnehmender Freude vernommen.

Anfänglich war Valentin in große Verlegenheit gerathen; er erröthete einmal über das andere, da er, kaum halb angekleidet, von dem Haufen der Gehenden und Kommenden sich überfallen sah. Aber die Gemeinheit der übertriebenen Schmeicheleien, womit man ihn überhäufte, gab ihm bald Stärke genug, um den Worten dieser Leute nicht mehr Werth zukommen zu lassen, als sie verdienten. Bei ihrem ersten Erscheinen hatte er sich eiligst das Kinn abgewischt und sein Rasirmesser niedergelegt; aber es dauerte nicht lange, so machte er es sich ganz bequem, seifte sich seinen Bart wieder ein, rasirte sich und kleidete sich ganz an, während er hin und wieder mit einer unbedeutenden Redensart oder einem stillen Lächeln antwortete.

Die lärmenden Besucher räumten endlich das Zimmer, als sie den Pastor hereintreten sahen, — aber kaum war der Hirte nach einem kurzen Glückwunsch wiederum abgegangen, so drängten sich viele andere Dörfler herbei, um Herrn Stoop sich nähern zu können.

Und so ging es einige Stunden fort. Der Notar kam auch, um sich der Gunst des reich gewordenen Mannes zu empfehlen; denn dieser mochte ohne Zweifel im Sinn haben, sich zu Lisseghem anzukaufen. Selbst Zimmerleute, Maurer und Schneider kamen, ihm ihre Dienste anzubieten.

Im Kopfe schwindelnd, und traurig im Herzen durch ein Gefühl der Verachtung gegen alle diese selbstsüchtigen Schmeichler, glaubte Valentin seine Thüre von innen wohl verschließen zu können, als ein Wagen vor der Schule hielt und der Herr Baron selbst dem Mann Glück zu wünschen kam, dessen ehrerbietigen Gruß er bisher nur durch ein kaum sichtbares Nicken des Hauptes zu erwiedern sich herabgelassen hatte.

Dieser Besuch ärgerte Valentin; er empfing den Baron mit so kühler Höflichkeit, daß dieser es mit seinem Besuch sehr kurz machte und in seinen Wagen mit der Ueberzeugung zurückkehrte, bei Leuten ohne Geburt könne das Geld nur Schaden anrichten und sie immerdar mit einem stinkenden Hochmuth erfüllen.

Herrn Stoop ging jetzt die Geduld aus, und er rief den Sohn des Küsters, welcher bereits mit dem Unterricht der Kinder angefangen hatte — so spät war es geworden.

„Mein Freund," sagte er, „ich danke Ihnen für Ihre Güte; aber ich habe Sie noch um einen andern Dienst zu bitten. Stellen Sie einen der ältesten Schüler an die Thüre auf der Straße; tragen Sie ihm auf, Jedermann, der zu mir kommen will, zu sagen, daß ich nicht zu Hause bin, für Niemand, wer es auch sein mag. Sehen Sie, jetzt sind es drei Stunden, daß ich aufgestanden bin, und ich habe noch nicht Zeit gehabt, nur zu Athem zu kommen, nicht einmal zu denken. Der Kopf schwindelt mir. Ich will, daß man mich wenigstens einige Augenblicke in Ruhe lasse!"

„Ach, Herr Stoop," antwortete der Sohn des Küsters mit einem feinen Lächeln; „so geht es: Sie sind jetzt ein reicher Mann."

„Gewiß, mein Freund, ich weiß wohl, daß auch in diesem Garten die Rosen nicht ohne Dornen wachsen; aber ein reicher Mann muß doch essen. Nun, seien Sie so gut und erfüllen Sie meine Bitte. Man halte die Besucher von der Thüre meines Zimmers fern."

„Es soll geschehen, wie Sie verlangen, mein Herr. Und käme der König selbst, ich würde nicht gestatten, daß man Sie störe."

Valentin verschloß seine Thüre von innen. Er mußte wohl

Hunger haben, denn er ging gerade auf den Eckschrank los, nahm einen Laib heraus und schnitt sich ein zwei Finger dickes Butterbrod ab.

Auf einem Stuhle sitzend, begann er das Brod mit wahrem Appetit zu verschlingen, während ein leichtes Lächeln, ein halb spottender Ausdruck über sein Gesicht zog. Vielleicht dachte er, das ärmliche Stück Brod sei wohl ein dürftiger Imbiß für den reichen Mann, welchen man den ganzen Morgen bis in den dritten Himmel erhoben hätte, vielleicht erwog er die Niederträchtigkeit, wozu gierige Liebe zu Geld die Menschen im Allgemeinen verleiten kann.

Wie dem nun sei, bald nahmen seine Gedanken eine andere Richtung; denn unter dem Einfluß einer geheimnißvollen Bewegung hielt er mit dem Essen an, legte den Rest seines Brodes auf den Tisch und begann im Zimmer auf und abzugehen.

Zuweilen blieb er plötzlich stehen, während seine Miene den Ausdruck einer gewissen Aengstlichkeit annahm, aber dieß war nur vorübergehend. Sogleich erhob er wieder den Kopf und schaute mit Freude oder Stolz rings herum.

Der Augenblick war gekommen, daß er zu Helena gehen sollte, um sie um ihre Hand zu bitten. Dieß war sicherlich der Gegenstand seiner Betrachtungen. Würde sie ihre Einwilligung geben? Wer weiß! Das Geld ist so mächtig; es verändert den Menschen wie mit einem Zauberschlag. Ueberdieß hatte sie nicht immer große Freundschaft und besondere Zuneigung gegen ihn empfunden? Sie hatte sogar geäußert, sie bemerke nicht mehr, daß er minder schön als andere wäre. Ach, es war Hoffnung vorhanden, große Hoffnung! ..... Doch wenn sie sich weigerte und seinen Vorschlag mit Abscheu verwarf? Dann mußte man ein Bischen Geduld haben und warten: die Zeit würde allmälig dem verirrten Mädchen die Augen öffnen. Ihr Vater hatte Recht; die erste Pflicht, welche hier zu erfüllen war, bestand darin, daß man Helena aus den Stricken des abscheulichen Casimir Steenput rettete. Valentin durfte nicht zögern; er durfte nicht zurückweichen vor einigen Thränen; er mußte Muth zeigen: die Dankbarkeit, und die wahre, die uneigennützige Liebe geboten ihm also.

So räsonnirte Herr Stoop bei sich selbst. Sicherlich, der Besitz von den hunderttausend Francs und der Weihrauch, welchen Jedermann ihm diesen Morgen in solchem Uebermaaß angezündet hatte, waren nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben. Er fühlte sich unendlich stärker als zuvor; Gedanken, vor welchen früher sein schüchternes und zartfühlendes Gemüth zurückgebebt hatte, ließen ihn nunmehr kühl und ruhig: so meinte er wenigstens.

Trotz des Befehls, den er gegeben, wurde er in seinen Träumereien durch ein Klopfen an der Thüre gestört. Er sah ärgerlich auf. Aber da ließ sich die Stimme des Küstersohnes vernehmen, der ihm von außen zurief:

„Herr Stoop, Ihr Nachbar der Oelschläger hat herübergeschickt, um zu fragen, ob Sie nicht die Güte haben möchten, zu ihm zu kommen."

„Ich komme; sagen Sie, daß ich sogleich komme!" antwortete Valentin aufstehend.

Er zog eiligst ein Paar weiße Handschuhe an; — um einen Heirathsantrag zu machen, durfte er sich nicht anders vorstellen — und trat auf die Straße, wo er glücklicher Weise in diesem Augenblick Niemand begegnete, um ihm durch langweilige Glückwünsche zur Last zu fallen.

Als er sich der Schwelle von Helena's Wohnung näherte, ging die Thüre wie von selbst auf und der Oelschläger, welcher ihn wahrscheinlich erwartet hatte, führte ihn, ohne ein Wort zu äußern, in ein Zimmer, wo Mutter Minnens mit dem Taschentuch vor den Augen dastand und weinte.

Dieser Anblick überraschte Valentin als ein schlimmes Vorzeichen; er sah den Oelschläger fragend an und bemerkte, daß sein Angesicht glühte und seine Augen funkelten, wie bei Jemand, der von einem heftigen Zorn ergriffen ist.

„Nun, Herr?" murmelte der junge Mann; „Ihr Bemühen ist mißlungen, nicht wahr? Natürlich, wir mußten uns darauf gefaßt machen."

„Mein Bemühen ist ganz und gar nicht mißglückt," antwortete der Oelschläger. „Weit entfernt, die Sache ist abgethan und entschieden."

„Und Helena?

„Helena willigt ein.“

„Sie willigt ein? In eine Heirath mit mir? Unmöglich!“

„Es ist so, wie ich sage; und Sie werden diese Einwilligung aus ihrem eigenen Munde vernehmen.“

Valentin vermochte an diese Botschaft nicht zu glauben; die Ahnung, daß man Gewalt gebraucht hatte, um das Mädchen zu zwingen, erschreckte ihn.

„Aber warum ist dann Frau Minnens so traurig? Warum scheint sie in so heftiger Aufregung sich zu befinden?“ fragte er nachdenklich den Kopf schüttelnd.

„Ja, ich läugne es nicht, Herr Stoop, daß es auf einmal und ohne ein Bischen Mühe keineswegs abgegangen ist. Es gibt heutzutage keine Kinder mehr. Sie empören sich gegen ihre Eltern und um sie zur Vernunft zu bringen, wird wohl bald kein anderes Mittel übrig bleiben, als daß man ihnen den harten Kopf in Stücke schlägt.“

„Himmel! Hätten Sie die arme Helena mißhandeln können?“ rief Valentin, indem er vor Abscheu einen Schritt zurücktrat.

„Ach was, wollen Sie wieder anfangen, Herr Stoop?“ brummte der Oelschläger mit einer Geberde lebhafter Ungeduld. „Was sind Sie doch für ein schwacher Mann! Gestern haben wir mit einander anerkannt, daß meine Tochter, koste es was es wolle, von einer Heirath mit Casimir Steenput abgebracht werden muß. Sie waren zu allem bereit, um uns zur Erreichung dieses Zwecks behülflich zu sein; Sie wollten Ihr Leben, Ihr Blut bis auf den letzten Tropfen, und was weiß ich noch weiter, aufopfern, um dieselbe aus den Stricken des Betrügers zu retten; und da kommen Sie nun wieder mit einem Haufen Dieß und Das angezogen, als hofften Sie, Helena werde Ihnen beim ersten Anblick in die Arme fliegen und Ihnen zurufen: ach, mein lieber Bräutigam! Laß uns sogleich Hochzeit machen! — Nun ja, so kann es nicht gehen, das wissen Sie besser, als ich.“

„Aber, Herr Minnens, Gewalt . . . . . Gewalt gegen sie, welche die Sanftmuth und die Güte selbst ist!“

„Die Sanftmuth? Ja, davon ist was zu reden. Sie hat

einen Kopf so hart wie Kieselstein; aber ich, wenn ich einmal aufgebracht bin, ich habe einen Willen von Eisen und Stahl. Sie begreifen, wer zuletzt den Sieg davon tragen muß."

„Halten Sie mich für schwach, beschuldigen Sie mich der Feigheit; Sie haben vielleicht Recht, Herr Minnens; denn ich fühle wirklich nicht die Kraft in mir, von Helena etwas anzunehmen, das man durch Mißhandlungen . . . . ."

„Nun, nun, Sie träumen. Mißhandlungen? das sind so Redensarten. Ich gebe zu, daß ich anfänglich, durch ihren Widerstand gereizt, fast aus der Haut gefahren wäre. Vielleicht habe ich ihr wohl die Faust gezeigt; aber was hat das zu bedeuten?"

„Ich weiß nicht, ich fühle mich nicht wohl; ich bin ermüdet," stammelte der junge Mann. „Wenn Sie mir erlauben wollten, nach Hause zu gehen. Helena, Sie, Ihre Frau und ich, wir müssen Zeit haben, um zur Ruhe zu gelangen. Ich werde wieder kommen . . . . . morgen . . . . . diesen Nachmittag . . . . ."

„Immer schöner und schöner!" polterte der Oelschläger; „da quäle ich mich zwei, drei Stunden lang, um alle diese Hindernisse vor Ihnen aus dem Wege zu räumen. Es gelingt mir endlich so weit, daß Helena sich bereit erklärt, selbst Sie von ihrer Zustimmung in Kenntniß zu setzen. Und nun wollen Sie in diesem günstigen Augenblick davon laufen wie ein furchtsamer Schuljunge? Glauben Sie, ich werde dieser peinlichen Mühe mich öfters unterziehen können, ohne einen Schlag zu bekommen? Sie sprechen von Mißhandlungen? Aber wenn ich so weit mich verleiten ließe, würden Sie mit Ihrem Zögern und Zagen nicht schuld daran sein?"

Valentin achtete nicht viel auf die zornigen Worte des Oelschlägers; er sah traurig Helena's Mutter an, welche nun das Tuch von ihrem Angesicht weggenommen hatte.

„Nicht wahr, Frau Minnens," sagte er, sich zu ihr wendend, „es wäre besser, Helena ein Bischen Ruhe zu gönnen? Man darf doch mit dem armen verirrten Kinde nicht ohne einiges Mitleid verfahren. Sie haben geweint, Frau?"

„Ja, mein lieber Herr Stoop," antwortete die Frau mit neuen Thränen; „so weine ich seit vielen Tagen; ich bin krank.

Muß mein Kind zum Unglück auf der Welt verurtheilt werden, so habe ich den Tod davon, das dürfen Sie mir glauben."

„Sie denken, nicht wahr, dieselbe würde unglücklich sein, wenn wir sie zu einer Heirath zwängen, vor welcher sie solchen Schrecken hat?"

„O nein, nein, was mich vor Angst und Kummer fast umbringt, ist die Furcht, die entsetzliche Furcht, sie möchte dennoch die Frau von Casimir Steenput, diesem abscheulichen Betrüger werden!"

Valentin blickte sie verwundert an. Sie erhob bittend die Hände zu ihm und sagte:

„Guter Herr Stoop, ich flehe Sie an, entziehen Sie Leuten, welche tödlich bedrückt sind, nicht Ihre Hülfe! Sie allein vermögen dieselben noch zu retten; Sie sind die einzige Hoffnung und Zuflucht, welche uns auf Erden noch übrig bleibt. Seien Sie edelmüthig; gedenken Sie der Freundschaft, welche wir Ihnen früher erwiesen haben; erinnern Sie sich der Güte, der Zuneigung von Helena. Beschützen Sie dieselbe, beschützen Sie uns gegen das schreckliche Unglück, welches uns bedroht. Werden Sie unser Retter: wir werden Ihnen ewig dankbar bleiben, und Gott wird Ihnen für Ihre gute That lohnen."

„Ich begehre nichts Besseres, Frau Minnens," antwortete der junge Mann, von ihrer flehenden Bitte tief gerührt. „Obwohl Herr Minnens darüber lachen zu müssen glaubt, sage ich dennoch, daß ich mein Blut, mein Leben mit Freuden für das Glück von Helena aufopfern würde . . . . . aber Gewalt brauchen, um Ihr eine schmerzliche Einwilligung abzunöthigen, ein solcher Gedanke macht mich zittern, und es wandelt mich in der That eine gewisse Furcht an, als wollte ich einer Missethat mich schuldig machen."

„Nun, es sei so!" rief der Oelschläger, indem er wüthend auf den Boden stampfte. „Gehen Sie, Herr Stoop, ich halte Sie nicht mehr auf. Dieses lächerliche Kinderspiel hat bereits zu lang gedauert: ich will von all der Plackerei erlöst sein. Stehenden Fußes gehe ich zu Helena und kündige ihr an, daß sie Casimir Steenput heirathen mag, und ich unterschreibe den Hei-

rathskontrakt! So werden Sie dann Ihr Ziel erreicht haben, nicht wahr?"

Und er lief wirklich nach der Thüre, um seine Drohung auszuführen; aber seine Frau und Valentin sprangen ihm zu gleicher Zeit nach und hielten ihn trotz seines Widerstandes zurück.

„Laßt mich in Ruhe, ich will von nichts mehr hören! Was hilft der hoffnungslose Kampf gegen ein Geschick, dem nicht zu entfliehen ist? Herr Stoop liebt unsere Tochter nicht, Du siehst es wohl, Frau; er hat uns gleichfalls betrogen!"

Valentin hob die Augen mit einem Seufzer zum Himmel und schien über diese Lästerung zu klagen.

„Ja, an dem Balken da oben ist nichts verloren, fuhr der Oelschläger fort, „und mit Augenverdrehen ist hier nicht zu helfen. Ich frage Sie zum letzten Mal: Wollen Sie der Mann meiner Tocher werden, ja oder nein! Sie scheinen zu erbleichen. Glauben Sie denn, Helena werde Sie aufessen? Sie wird ihre Einwilligung geben, ich versichere es Ihnen . . . oder verstehen Sie kein Vlämisch, Herr Stoop? Sie wünschen vielleicht wirklich, daß Helena die Frau von Casimir Steenput werde? Sagen Sie es um Gottes willen gerade heraus!"

Mit niedergeschlagenen Augen schien Valentin zu erwägen und seinen Muth zu sammeln; er murmelte einige unverständliche Worte in sich selbst hinein; aber der Oelschläger mußte doch eines seiner Worte aufgefangen haben; denn der ergrimmte Mann sprang einen Schritt rückwärts und rief:

„Was höre ich? Habe ich mich nicht geirrt? Sie murmeln da etwas vom Kloster? Wollen Sie mich rasend machen und zu einem Unglück treiben?"

„Nein, nein, mein Beschluß ist gefaßt: ich bin bereit, Herr Minnens;" antwortete der junge Mann, „was verlangen Sie, daß ich thun soll?"

„Sie wissen es wohl: Helena Ihre Hand anbieten und nicht weiter den Prahlhans ihr gegenüber spielen."

„Wo ist Helena?"

„Sie ist in dem hintern Zimmer und erwartet Ihren Besuch."

„Nun, führen Sie mich zu ihr. Wie Sie sagen, der Mensch muß aus dem Gefühl seiner Pflicht und aus der Unerbittlichkeit des Geschicks Kraft schöpfen.“

Die beiden Eltern begleiteten ihn nach dem Hinterzimmer.

Dort saß Helena auf einem Stuhl am Fenster; sie hatte geweint, denn ihre Wangen zeigten noch die Spuren vergossener Thränen. Jetzt erschienen jedoch ihre Augen trocken, aber eine auffallende Blässe bedeckte ihr Gesicht.

Bei dem Erscheinen Valentins hatte sie sichtbar an allen Gliedern gezittert; sie bezwang indessen ihre Bewegung sogleich und richtete jetzt einen starren Blick auf ihn, dessen seltsame Festigkeit den jungen Mann mit ängstlichem Erstaunen erfüllte.

Einen Augenblick herrschte die vollständigste Stille. Valentin hatte sogar zu grüßen vergessen, so ungemein erregt und verlegen war er.

Der Oelschläger hatte sich hinter Herrn Stoop so aufgestellt, daß dieser nicht sehen konnte, welche drohenden Zeichen er gegen seine Tochter machte.

„Hier ist Herr Valentin Stoop,“ sagte er, „welcher uns die Ehre anthut, Dich zur Gattin zu begehren. Du nimmst seine Hand mit großer Freude an, nicht wahr?“

Und während das Mädchen stumm blieb, machte er ihr hinter Valentins Rücken eine Geberde, welche ihr aufs Neue Zittern erregte.

Da antwortete sie mit einem schmerzlichen Seufzer:

„Ja, ich nehme seine Hand an . . . mit . . . Freuden.“

„Und Sie, Herr Stoop, Sie willigen ein, mein Schwiegersohn zu werden? Sie versprechen mir, daß Sie meine Tochter glücklich machen wollen?“

„O, ich verspreche, wenn Jungfer Helena mich würdigt, ihr Gatte zu werden, alle meine Gedanken, den leisesten Schlag meines Herzens ihr zu weihen, um solche außerordentliche Gunst anzuerkennen . . .“

„Genug,“ sprach der Oelschläger, „mehr bedarf es nicht: das Uebrige wird sich wohl von selbst machen. Die gegenseitige Einwilligung ist gegeben; ich werde für den Kontrakt sorgen.

Wir wollen das Eisen schmieden, so lang es warm ist. Kommen Sie, Herr Stoop, wir wollen zusammen ein gutes Glas Wein drauf setzen."

Aber Valentin schien durchaus nicht geneigt, mitzugehen; er betrachtete mitleidig und mit einer Thräne in den Augen das bleiche Mädchen, welches von Verzweiflung überwältigt schien und krampfhaft die zarten Hände rang.

„Nun, nun," rief der Oelschläger, während er Herrn Stoop am Arm nach der Thüre zog; „lassen Sie gut sein was gut ist und verderben Sie die Sache nicht durch unzeitiges Zaudern."

Plötzlich sprang Helena auf; sie eilte auf den jungen Mann zu, faßte seine beiden Hände, zog ihn tiefer in das Zimmer zurück, schaute ihn mit Augen an, worin eine leidenschaftliche Bitte zu lesen war, und sagte mit halberstickter Stimme:

„Valentin, Valentin, haben Sie vergessen, was ich für Sie gethan? . . . Nicht? . . . Alle Freundschaft, alles Mitleid gegen mich ist nicht todt in Ihrem Herzen? O, ich flehe Sie an, bezahlen Sie Ihre Schuld gegen mich! Erzeigen Sie mir eine Wohlthat! Begehren Sie von meinem Vater, daß er Sie allein mit mir lasse, ganz allein! Ich werde Ihnen dankbar sein, Sie segnen!"

Und erschöpft durch die Anstrengung ihrer Nerven, vielleicht erschreckt durch die drohenden Geberden ihres Vaters, ließ sie sich auf ihren Stuhl zurückfallen und wartete mit klopfender Brust auf den Erfolg ihrer Bitte.

Valentin drehte sich um und sagte in festem Ton zu dem Oelschläger:

„Helena hat Recht, Herr Minnens; auf solche Weise kann über die wichtigste Handlung im menschlichen Leben kein entscheidender Beschluß gefaßt werden. Ich bitte, vergönnen Sie mir eine vertrauliche Unterredung mit Ihrer Tochter. Vielleicht wird es mir glücken, sie dahin zu bringen, daß sie diese Heirath mit geringerem Schrecken betrachtet."

Der Oelschläger stampfte ungeduldig mit den Füßen und weigerte sich brummend, diesen Wunsch zu erfüllen.

„Sie haben mich vor eine unvermeidliche Wahl gestellt,"

fuhr Valentin fort; „ich thue dasselbe. Weisen Sie mein Gesuch ab, so ziehe ich meine Zustimmung zurück und verlasse Ihr Haus auf immer.“

Mutter Minnens suchte ihren Mann zu beruhigen und ihm begreiflich zu machen, daß Herr Stoop durch seine Beredtsamkeit wahrscheinlich dieser traurigen Angelegenheit eine glückliche Wendung geben würde. Man dürfe doch, meinte sie, nicht so unbarmherzig gegen die arme Helena sein. Mit Güte sei viel mehr bei ihr auszurichten, als mit Gewalt oder barschem Wesen.

„Es sei so, Herr,“ sagte der Oelschläger; „wir wollen dieses Zimmer jetzt verlassen; aber vergessen Sie nicht, daß Sie Mann sind, und daß die geringste Schwäche von Ihrer Seite uns und unser Kind zu Elend und ewiger Betrübniß verurtheilen wird.“

„Ich werde es nicht vergessen, seien Sie ohne Sorgen,“ murmelte Valentin.

Die beiden Eltern verließen das Zimmer und zogen die Thüre hinter sich zu.

„Wir sind allein, Jungfer,“ sagte der junge Mann, sich dem Fenster nähernd. „Sie scheinen sehr leidend.“

Helena warf sich auf die Kniee vor ihm, hob die zitternden Hände empor und rief mit einer Stimme, welche sie zu dämpfen suchte, um nicht draußen vor dem Zimmer gehört zu werden:

„O, Valentin, haben Sie Mitleid mit mir! Ich bin das Opfer einer grausamen Tyrannei. Man hat Sie betrogen, verführt; wie könnten Sie sonst — Sie, den ich für so edelmüthig und gut wie einen Engel hielt —, wie könnten Sie sonst sich dazu hergeben, der Henker der armen Helena zu werden? Nein, nein, Sie werden nicht unbarmherzig sein! Sobald Sie wissen, daß diese Heirath, wozu man mich mit Gewalt zwingt, mein Unglück ausmachen muß, werden Sie dieselbe ablehnen, von der Hand weisen . . . Sie schweigen? O vergönnen Sie mir ein gutes Wort, lassen Sie mich nicht vor Schrecken und Verzweiflung zu Ihren Füßen sterben!“

Der junge Mann mußte alle seine Kraft zusammennehmen, um die Thränen zurückzuhalten, welche aus seinen Augen brechen

wollten. Er hob, indem er eine freundliche Tröstung murmelte, das Mädchen auf und ließ sie auf den Stuhl niedersitzen.

Dann sagte er:

„Beruhigen Sie sich, ich bitte, Jungfer; lassen Sie uns ruhig sprechen. Ihr feuriger Wunsch ist also noch immer, die Gattin von Casimir Steenput zu werden? Armes Kind! wissen Sie denn nicht, was dieser Casimir ist?"

„Ich weiß es, Valentin; es ist ein unglücklicher Junge, welcher aus Mangel an gutem Rath in Irrthum gerathen ist. Sein Herz ist edel und gut. Er wird sich aus Verzweiflung eine Kugel vor den Kopf schießen, wenn ich ihn verlasse; sein Leben und seine Seele verlieren . . . . aber ich werde ihn retten; und Sie, Valentin, Sie, mein Freund, Sie werden mir helfen, nicht wahr?"

Der junge Mann, von aufrichtigem und tiefem Mitleid bewegt, faßte ihre Hand; sie zog dieselbe nicht zurück.

„Hören Sie nun gleichfalls einen Augenblick auf meine Worte," sagte er. „Ich habe nöthig, mich vor Ihnen zu entschuldigen. Der Schritt, welchen ich heute bei Ihnen wage, muß Ihnen wohl anmaßlich und vermessen erscheinen; es müssen wohl ungemein wichtige Gründe vorhanden sein, welche mir, der bisher gleich einem furchtsamen Kinde vor Ihnen, Helena, in Ehrerbietung sich neigte, den Muth verleihen, um zu Ihnen sagen zu können: werden Sie die Frau eines häßlichen Menschen, wie ich bin. Aber die Ehrerbietung selbst, die Dankbarkeit, der lebhafte Wunsch für Ihr Glück nöthigen mich zu dieser anmaßlichen Kühnheit. Casimir Steenput hat Ihnen eine Binde über die Augen gezogen. Durch Verstellung und listige Schmeichelei hat er Sie bezaubert; sein einziges Ziel ist, das Vermögen Ihres Vaters in die Hand zu bekommen, um es in Liederlichkeit zu verschwenden. Werden Sie seine Frau, so bekommen Sie ein Leben der Geringschätzung, des Schmerzes und der Verlassenheit. Ich habe nicht vergessen, welche unschätzbare Wohlthat Ihre Freundschaft für den armen verkümmernden Lehrer gewesen ist. Das Sie bedrohende Loos erschreckt mich so tief, daß ich mit Dank gegen Gott mein Leben aufopfern würde, um einen solchen Fluch von Ihrem Haupte

abzuwenden. Ihr Vater weigert sich, Sie in ein Kloster gehen zu lassen. Noch lieber würde er Sie Casimir Steenput zur Frau geben. In seiner Angst ist er zu mir gekommen und hat mich beschworen, Sie zu retten: das einzige Mittel hiezu, das einzige, ist Ihre Heirath mit mir. Ich bedaure es, aber da ist nichts zu machen: das Schicksal gebietet und es ist unerbittlich. Sie mögen mich des Hochmuths beschuldigen und mit Verachtung die Hand eines Menschen von sich stoßen, der vielleicht keines einzigen süßen Blickes von Ihnen werth ist; aber ich, von Pflicht und Dankbarkeit beherrscht, ich werde bis zum Ende kämpfen, um Sie gegen die gierige Falschheit von Casimir Steenput zu schützen und vor einem trostlosen und bittern Leben zu bewahren."

Schon bei seinen ersten Worten hatte das enttäuschte Mädchen ihm ihre Hand entzogen; sie blickte ihn starr an und mit bebenden Lippen, auf welchen allmälig ein bitteres Hohnlächeln zum Vorschein kam.

Als er seine Rede geendigt hatte, stand sie langsam auf, erhob den Kopf und sagte:

„Sie gleichfalls, Herr, sind also unbarmherzig und unerbittlich. Anstatt einem Freunde begegne ich in Ihnen einem Henker mehr. Sie wollen mir Gewalt anthun, um mich zu einer schrecklichen Heirath, zu einer Heirath ohne Liebe zu zwingen?"

„Ohne Liebe von Ihrer Seite," stammelte Valentin.

„Und Sie, Herr, Sie wagen zu behaupten, daß Sie mich lieben?"

„O ich liebe Sie mehr als das Licht meiner Augen!"

Helena trat einen Schritt rückwärts und sagte mit tiefer Entrüstung:

„Wie? Ich kann es nicht glauben; es sollte also wahr sein? Das ist die unsaubere Quelle Ihrer Ergebenheit gegen meinen Vater? Sie sind es vielleicht, der ihn antreibt, mich so unmenschlich zu martern? Wohlan, es sei so, Herr! Vernehmen Sie, was ich Ihnen sagen will. Meine Mutter weint ganze Tage lang; ihre Thränen zerreißen mir das Herz; mein Vater ist so verblendet und unbegreiflich verstockt, daß er . . . daß er, zum ersten Mal in seinem Leben, Hand an mich gelegt hat, um mir

meine Einwilligung abzunöthigen. Er hat mich geschlagen, mich, sein einziges, sein unglückliches Kind! Pflücken Sie die Frucht dieser grausamen Gewalt, Herr, schleppen Sie Ihre sterbende Sklavin zum Altar, führen Sie dieselbe in Ihre Wohnung, in den Kerker, aber verwundern Sie sich nicht, wenn Ihr Schlachtopfer unter Ihren Augen verkümmert und langsam abstirbt. Und dann, wenn das arme Mädchen, welches aus Edelmuth und Mitleid zu Ihnen gekommen ist, dann vor Ihnen liegt als eine Leiche, so schlagen Sie sich an die Brust und sprechen: ich, ich bin ihr Henker, ihr Mörder gewesen . . . Da ist meine Hand, Herr!"

Valentin sah sie zitternd an, rührte sich jedoch nicht; er schien in ein Steinbild verwandelt.

Das Mädchen ließ ihm keine Zeit, seine Aufregung zu bewältigen; sie wandte sich nach der Zimmerthüre und fügte noch im Hingehen bei:

„Sie haben Recht, Herr; das unerbittliche Geschick befiehlt das schreckliche Opfer. Ich willige in unsere Heirath. Gehen Sie, sagen Sie es meinem Vater, ich bitte!"

Eine lange Weile blieb Valentin wie vernichtet stehen; dann, als wollte er diesem Orte entfliehen, eilte er aus dem Zimmer und über den Gang nach der Hausthüre; aber der Oelschläger versperrte ihm plötzlich den Weg und fragte ihn lachend:

„Nun, mein guter Herr Stoop, wo laufen Sie denn hin? Die Freude vielleicht? Sie sind so bleich! Nun, so reden Sie doch. Wer wird der Bräutigam sein, Casimir Steenput oder Sie?"

„Ich weiß nicht; Casimir wahrscheinlich," murmelte der junge Mann, beinahe ohne zu wissen, was er sagte.

„Wie?" rief der Oelschläger, in Zorn aufflammend. „Sollte sie sich geweigert haben? Mich trifft noch der Schlag!"

„Nein, nein, sie hat eingewilligt."

„Nun denn, so treten Sie ein: ein Glas Wein wird Sie herstellen."

„Ich bin so tief aufgeregt," erwiederte Valentin, „mir schwindelt im Kopf ..... ich bedarf der Ruhe. Lassen Sie mich gehen, ich flehe Sie an!"

Mit diesen Worten eilte er der Thüre zu.

„Es mag so sein, ich begreife Ihre Bewegung,“ brummte der Oelschläger. „Gehen Sie, ruhen Sie ein Bischen aus. Ich werde dann zu Ihnen kommen, um den Heirathskontrakt zu besprechen; denn wir haben nicht im Sinn, Gras darüber wachsen zu lassen, nicht wahr?“

Valentin war bereits verschwunden, ehe der Oelschläger diese letzten Worte ausgesprochen hatte.

XII.

„Lisseghem den 25. Oktober 1858.

„Freund Heinrich!

„Vor acht Tagen habe ich Dir geschrieben, daß ich von meiner Heirath mit Helena abgekommen wäre, weil der Gedanke an die Zukunft mich vor dieser erzwungenen Verbindung zurückschaudern ließ. Wirklich muß das Leben mit einer Frau, welche in ihrem Gatten nichts als ein selbstsüchtiges Geschöpf, als einen grausamen Henker sehen will, ein unendlich schauderhaftes Loos sein. Und dennoch komme ich Dir jetzt zu sagen: es ist beschlossen, fest beschlossen, ich werde sie heirathen!

„Beschuldige mich nicht der Schwachheit: ich möchte der drohenden Zukunft ausweichen; aber die Pflicht ist unerbittlich geworden.

„Es ist eine Frau hieher gekommen, welche unter vielen bittern Thränen den Beweis geliefert hat, daß sie ein Opfer von Casimirs Falschheit geworden. Noch andere außer ihr hat er unglücklich gemacht.

„Auf Andringen von Mutter Minnens und auf deren Flehen habe ich eingewilligt, einen neuen Versuch bei Helena zu machen. Sie empfing mich kalt und sprach die Ueberzeugung aus, daß diese Frau nichts als eine bezahlte Verleumderin wäre, welche wir herbeigerufen hätten, um Casimir für sie zu einem Gegenstand des Hasses zu machen. Welche unbegreifliche Verblendung!

„Sie ist bezaubert!

„Nach zweitägigen fruchtlosen Bemühungen, Helena die Augen

zu öffnen, war ich im Begriff, meine Einwilligung förmlich zurückzuziehen; es gab, wie mir dünkte, kein anderes Mittel, um mich vor der Marter des Zweifels zu retten.

„Ich kehrte von einem traurigen Spaziergang auf das Feld zurück und wollte zu dem Oelschläger gehen, um ihm zu erklären, daß meine Heirath mit seiner Tochter eine absolute Unmöglichkeit wäre und ich schon von morgen an Lisseghem verlassen würde.

„Mit diesem Vorhaben trat ich auf den Platz im Dorfe. Da bemerkte ich plötzlich Casimir Steenput, der an einem Baum lehnte und mir mit einem spöttischen Lachen in die Augen sah. Was sein Blick mir sagte, brachte das Blut in meinen Adern zum Stillstehen; meine Entrüstung war so heftig, daß ich von einem Gefühl des Abscheus beherrscht, die Augen zu Boden schlug, um seinem giftigen Blick auszuweichen. Er triumphirte, der Bösewicht! Er wollte mir andeuten, daß Helena, trotz aller entgegengesetzten Bestrebungen, nicht aus seinen Stricken zu reißen wäre, daß sie ihm dennoch angehören würde, so sehr wir uns auch anstrengen möchten, dieselbe gegen ihn in Schutz zu nehmen. Er spottete meiner, und forderte mich zum Kampfe gegen ihn heraus. Sein Lachen war das Lachen eines Teufels, welcher über das Gewissen einer armen Seele triumphirte.

„Vielleicht hätte ich meiner selbst vergessen, denn das Blut war mir unter dem Eindruck heftigen Zornes in den Kopf gestiegen, aber zum Glück war, als ich wieder aufschaute, der abscheuliche Mensch verschwunden.

„Ich weiß nicht, diese Erscheinung, diese Herausforderung verhalf mir plötzlich zu der Stärke, woran es mir bisher gefehlt hatte. Nein, nein, Helena durfte nicht in die Gewalt des elenden Betrügers gerathen; der Sieg, über welchen er so frech triumphirte, mußte ihm entrissen werden!

„Einige Augenblicke darauf war mein Heirathscontrakt unterzeichnet. Helena hat ohne Widerspruch, wohl traurig doch mit stiller Unterwerfung ihren Namen neben den meinigen gesetzt. Sie fühlte wohl auch, daß wir alle zusammen durch das unerbittliche Geschick beherrscht werden.

„Arme Helena, sie hängt noch immer blindlings an diesem

Casimir, ich weiß es wohl. Ihre Liebe zu ihm ist ebenso feurig und gränzenlos, als meine Liebe zu ihr. Auch werde ich ihr mit dem Ausdruck meiner Empfindung nicht zur Last fallen. Ich werde darüber schweigen und mein Herz vor ihr verschlossen halten, bis sie selbst durch die Beweise meiner Hochachtung, meiner Ergebenheit und vollständigen Unterwerfung gewonnen wird. Sie hat gesagt, ich wolle sie zu einer Sclavin machen; ich werde ihr einen Sclaven geben, der einem Wink ihres Fingers gehorcht und zitternd zu ihren Augen emporschaut, um ihrem geringsten Wunsche zuvorzukommen. Vielleicht werde ich so auf die Dauer die Freundin, die Schwester wiederfinden, welche ich verloren habe. ..... Und wer weiß, das menschliche Herz ist so wunderlich!

„Ich fühle dieß wohl an mir selbst. Es gibt Augenblicke, wo ich von verführerischen Träumen bezaubert werde. Dann klopft mir die Brust von unbezwinglicher Freude, und die Welt wird vor mir von einem strahlenden Licht erhellt. Ich, der häßliche Bursche, der seit seiner Kindheit sich zu einem einsamen und trostlosen Leben verurtheilt glaubte, ich werde nun Bräutigam des schönen, reinen Engels, den ich insgeheim zu lieben wagte, mit einer Leidenschaft so feurig und grenzenlos, daß sie sich mit meinem Leben verschmolzen hat!

„In solchen Gedanken liegt sicherlich Stoff genug, um mich vor Glück fast wahnsinnig zu machen. Und dennoch, mein Freund, kommen wiederum Augenblicke — Stunden, lange Stunden — daß ich mit dem Angstschweiß auf der Stirne in die Zukunft schaue und vor dem entsetzlichen Leben, womit sie mich bedroht, zurückbebe. Diese Gespenster verfolgen mich unbarmherzig und verursachen mir vergebliches Leiden, denn nun ist an kein Umkehren mehr zu denken. Muß mein Leben in der That schmerzvoll und traurig sein, so werde ich Stärke finden und mich trösten in der Ueberzeugung, daß ich diesem Loose nicht entfliehen konnte, ohne sie dem Unglück, dem Elend, und vielleicht der Schmach und Schande zu überliefern.

„Es sind nun vier Tage vergangen, seitdem wir den Contrakt unterzeichnet haben. Ihr Vater thut das Unmögliche, um

unsere Hochzeit zu beschleunigen: binnen einem Monat werden wir getraut sein.

„Ich habe eine Stunde von hier ein Landgut gekauft. Es ist ein altes Schlößchen, das in modernem Styl restaurirt ist, mit einem großen Garten und einem Park voll hoher Bäume. Helena liebt die Blumen: unser Garten soll deren in Menge haben. Ich werde Gewächs- und Treibhäuser errichten lassen, damit ihrer Lust vollständig Genüge geschehe. Wir werden Pferde und einen schönen Wagen halten, namentlich einen offenen. Mit prächtigen Möbeln und mit allen den kleinen kostbaren Dingen, welche einer Frau gefallen können, will ich unsere Wohnung reichlich ausstatten. Für sie werde ich freigebig sein bis zur Verschwendung, und muß ich unsere Einkünfte auch überschreiten, es sei so, wenn ich nur ein einziges Lächeln der Zufriedenheit auf ihren Lippen hervorrufen kann.

„Beschuldige mich nicht der Unvorsichtigkeit. Ich werde in meinen Bemühungen durch ihre Eltern und Tante Bleugels aufgemuntert. Sie geben Helena, bis ihr Besitzthum dereinst auf dieselbe übergeht, eine jährliche Rente von fünftausend Francs und stellen überdieß einen Brautschatz, welcher der Hälfte meines Vermögens gleichkommt, mir zur Verfügung.

„Du siehst wohl, Heinrich, daß ich reich genug bin, um Helena's Leben mit all der Pracht und all der Gemächlichkeit zu umgeben, welche das Glück einer Frau auf Erden zu sichern vermögen. Ach, wenn sie einwilligte, glücklich zu sein! Wenn sie endlich erkennen möchte, daß ich ihr Gatte geworden bin, nicht aus Selbstsucht oder Einbildung, ihrer würdig zu sein, sondern aus uneigennütziger Liebe, aus Dankbarkeit und Aufopferung!

„Welch schöner Traum! Könnte er von Dauer sein; möchte er sich je verwirklichen! Wehe, wehe! ..... Aber ich will meinen Brief nicht wiederum mit einer Trauerklage endigen. Du wirst zeitig genug den Tag meiner Hochzeit erfahren. Ich schmeichle mir mit der süßen Hoffnung, daß Du nach Lisseghem kommen wirst, um an der Brauttafel mit der Gefährtin meines Lebens Bekanntschaft zu machen.

„Ihre Eltern werden Dich gleichfalls einladen. Ich flehe

Dich an, versage mir das Glück nicht, Dir an dem festlichen Tage die Hand drücken zu dürfen. Ich habe Dir so viel zu sagen!

„Dein ergebener Freund

„Valentin Stoop."

XIII.

Der fünfundzwanzigste November 1858 mußte für Lisseghem ein festlicher Freudentag sein, denn der mittlere Theil des Dorfes war mit viel Pracht und Geschmack verziert.

Wohl waren die Linden auf dem Platze in dieser vorgerückten Jahreszeit von Laub entblößt; aber die Einwohner hatten von des Oelschlägers Hause an bis zur Kirchenthüre eine dichte Doppelreihe von grünen Stämmchen aufgepflanzt und diese gegenseitig durch Guirlanden von buntfarbigem Kattun verbunden. An jedem Bäumchen hing eine Inschrift mit vier Versen, welche der Sohn des Küsters gedichtet hatte, oder mit dem einfachen Glückwunsch: Es lebe Valentin Stoop! Es lebe Helena Minnens!

An vielen Häusern flatterten dreifarbige Flaggen; über der Straße sogar wiegten sich einige grüne Kränze mit Festons von künstlichen Blumen; überall sah man die Buchstaben V und H wiederholt unter zwei verschlungenen Händen, dem Sinnbild der ehlichen Liebe.

Obwohl solchergestalt die ganze Gemeinde im Aeußern Freude und Fröhlichkeit athmete, war es doch auf dem verzierten Platze einsam und still, als hätten die Einwohner das Dorf verlassen; aber man hörte aus der Ferne dann und wann die Töne der Kirchenorgel, gepaart mit der Stimme der Sänger, sich kräftiger erheben und verkündigen, daß man Gottes Segen auf diejenigen herabflehte, welche vor seinem Altar ein heiliges Gelübde auszusprechen im Begriff waren .....

Plötzlich begannen die Glocken mit ungewöhnlicher Kraft zu läuten; hinter dem Kirchhof wiederhallte der Donner von vier oder fünf Kanonen.

Die Kirchenthüre ging weit auf und eine Fluth von Män-

nern, Frauen und Kindern ergoß sich auf die Straße, wo sie sich vor dem Eingang auf dem Kirchhof in zwei Reihen aufstellten, um das Schauspiel dieser reichen und prächtigen Hochzeit vollständig zu genießen.

Ohne Zweifel hatte der Oelschläger versprochen, in den vornehmsten Schenken einige Tonnen Bier zum Besten zu geben, denn man sah eine große Menge Leute, welche sich die Hände rieben und schon zum voraus zu schreien und zu jubeln begannen, um es gewissermaßen zu verdienen, daß sie frei gehalten wurden.

Unter starkem Geläute der Glocken, unter dem Knall des groben Geschützes, unter dem Schwenken von Hüten und Mützen und unter einem Sturm von Glückwünschen trat der Brautzug aus der Kirche.

Derselbe war sehr zahlreich: hinter den Neuvermählten und ihren Eltern folgten Tante Bleugels, einige andere Glieder der Familie, der Bürgermeister, der Notar und selbst der Doktor — ein kurzer, dickleibiger Mann, auf dessen Gesicht ein seltsames Lächeln, halb freundlich, halb bitter, ausgeprägt erschien.

Die Braut trug einen Kranz von Orangeblüthen und war ganz in weißen Atlaß gekleidet. Dieses weite, wogende Gewand, mit seinem silberartigen Wiederschein, überraschte die Frauen und Mädchen durch seinen Reichthum und sie folgten gewissermaßen jeder Bewegung, jeder Falte des wunderbaren Stoffes.

Herr Stoop war, wie es eine unbegreifliche Sitte für den Mann erfordert, ganz in der Kleidung, welche getragen wird, wenn man einen Verstorbenen zur letzten Ruhestätte geleitet, das heißt ganz in Schwarz, mit weißer Halsbinde und weißen Handschuhen. Diese festliche Kleidung stand ihm jedoch sehr wohl und bewirkte, daß die Zuschauer beinahe das Häßliche seines entstellten Angesichts vergaßen.

Valentin war mit der Braut an seinem Arm aus der Kirche getreten; aber er hatte gefühlt, daß ein fieberisches Beben ihr durch die Glieder lief, und daß sie allmälig und beinahe bewußtlos ihren Arm zurückzog. Er wagte keinen Widerstand zu leisten und ließ sie frei, ohne zu zeigen, daß diese Bewegung ihn mit Schrecken und Betrübniß erfüllt hatte.

In der Kirche war alles gut gegangen; Helena hatte das Jawort mit fester Stimme ausgesprochen; das Herz des Bräutigams hatte vor glücklicher Hoffnung geklopft; und vor dem Altar des Herrn hatte er sich dem Traume hingegeben, Helena werde sich mit Geduld in ihr Loos fügen, und ihm vielleicht verzeihen, was er für ihr Wohl gethan; aber jetzt schon, welches niederschlagende Vorzeichen! Die bloße Berührung seines Arms brachte sie zum Zittern, und, ohne es vielleicht zu wissen, rückte sie sich in Folge eines unüberwindlichen Widerwillens von ihm hinweg!

Man war in lauten Jubel ausgebrochen, als das neue Ehepaar aus der Kirche trat; aber kaum hatten sie einige Schritte auf dem Dorfplatz gethan, als aller Lärm verging, und welche Zeichen der Oelschläger auch machte, um eine Wiederholung der Glückwünsche hervorzurufen, so erhob sich kein Laut mehr, als ob irgend etwas Unerwartetes alle diese Leute mit Verstummen geschlagen hätte.

Die einzige Bewegung, welche noch die Vorstellung von einer allgemeinen Fröhlichkeit nothdürftig unterhalten konnte, war das Gewühl der Menge, welche zu wiederholten Malen dem Brautzug vorauslief, um still und bestürzt der Braut noch einmal in's Antlitz schauen zu können.

Etwas Unerklärliches übte auf Jedermann einen beängstigenden Einfluß aus. Helena war so bleich, so schrecklich bleich, daß ihr Angesicht mit der schneeigen Weiße ihres Kopfputzes und ihres Kleides fast verschmolz. Sie ging mit niedergeschlagenem Blick und sichtbar wankenden Schritten. Vielleicht standen Thränen in ihren Augen; man konnte das nicht sehen, aber etwas wie Weinen war in dem schmerzlichen Ausdruck ihrer Miene und in dem Beben ihrer entfärbten Lippen zu lesen.

Nicht minder bleich war Valentin. Der erste Beweis von Widerwillen nach seiner Trauung hatte ihn tief erschreckt; die Haltung seiner Braut, alle die Zeichen einer verzweiflungsvollen Unterwerfung an ihr, die Vorstellung, daß sie sich als ein Schlachtopfer betrachtete, und er für sie auch jetzt noch ein hassenswürdiger Henker geblieben — dieß alles hatte sein Herz mit Angst erfüllt. In schmerzliche Ueberlegungen sich verirrend, hatte er

beinahe das Bewußtsein seiner selbst verloren. Er senkte gleichfalls den Kopf zu Boden und ging unsichern Schrittes dahin.

So hatten beide das Aussehen von Leuten, welche Jemand nach dem Kirchhof geleiten und über den Verlust eines theuren Wesens trauern.

Diejenigen, welche sich in dem Brautzug befanden, waren fröhlich und ließen es an Lachen nicht fehlen. All dieses zurückhaltende Benehmen und diese scheinbare Aengstlichkeit junger Mädchen an ihrem Hochzeittage — was hatte das zu bedeuten? Am andern Tage waren sie an ihr neues Leben gewöhnt und lachten selbst über ihr kindisches Wesen. So meinten die Hochzeitsgäste, und das um so mehr, als ihrer ein ungemein prächtiges Mittagsmahl sammt auserlesenen Weinen wartete und man ohne Verzug an die Tafel gehen sollte. Einige Gläser von dem feinen Getränke, die gereimten Glückwünsche, die zu ihrer Ehre gesungenen Lieder würden Braut und Bräutigam bald zur Freude stimmen und ihnen die Zunge lösen.

Dieß waren wenigstens die Gedanken des Oelschlägers, welcher mit triumphirendem Ausdruck und allerlei freudigen Geberden hinter Valentin hermarschirte und nicht selten einige spöttische Worte über seine unbegreifliche Schüchternheit an ihn richtete.

Man war in die Nähe seiner Wohnung gelangt, als er mit lauter Stimme und lachend ausrief:

„Habe ich meiner Lebtage einen solchen Ehemann gesehen! Da läßt er seine Braut laufen, als wäre sie ihm völlig unbekannt. Was soll das bedeuten? Wollen Sie sogleich ihrer Frau den Arm reichen, wie es sich gebührt? Die Leute würden wohl bald denken, ihr hasset einander!“

Und dieß sagend, schob er den Arm seiner Tochter mit Gewalt unter den Valentins. Weder er noch sie wagte Widerstand zu leisten .... und so trat man unter dem Frohlocken des triumphirenden Oelschlägers in das Haus.

„Zu Tisch! zu Tisch, Freunde!“ rief derselbe. „Es ist kein Augenblick zu verlieren. Herr und Madame Stoop müssen um fünf Uhr abgehen, um zu rechter Zeit in Kortryk einzutreffen und mit dem nächsten Zug nach Paris abzureisen, und da muß man

auf einen langen heißen Tag schon etwas zu nagen und zu beißen haben. Seht, da ist bereits die Suppe. Zu Tische!"

Valentin führte seine Braut nach dem Ehrenplatz, wo zwei Armsessel für sie und für ihn aufgestellt waren. Dann glaubte er das peinliche Stillschweigen brechen zu müssen und sagte:

„Komm, meine liebe Helena, fasse ein bischen Muth. Setze Dich, Du bedarfst der Ruhe, nicht wahr?"

Die Worte meine liebe Helena, welche Valentin, gewiß unwillkürlich, im Tone eines Ehegatten, eines Beschützers ausgesprochen hatte, versetzten die arme Braut in eine heftige Aufregung. Ihr blasses Gesicht nahm einen fast bläulichen Ton an, und, als ob die Kraft ihr plötzlich ausgegangen wäre, ließ sie sich, einen seltsamen Angstschrei ausstoßend, auf den Sessel fallen.

Alle umringten sie, und schienen zu fragen, ob sie sich wirklich unwohl fühlte. Ihre Mutter faßte ihre Hand und war dem Weinen nahe; aber Helena suchte sich mit einer peinlichen Anstrengung zu bezwingen und flüsterte:

„Bekümmere dich meinetwegen nicht, liebe Mutter; es sind nur meine Nerven; es wird vorübergehen."

Aber nunmehr den Kopf erhebend, begegnete sie dem klagenden Blick Valentins, der sie mit liebevollen Augen um Mitleid anflehte.

Sie fiel wieder kraftlos in ihren Sessel zurück und begann zu zittern und zu beben, gleich Jemand, der von einer heftigen Nervenerschütterung befallen ist.

Der Doktor näherte sich, fühlte ihr den Puls, schüttelte mit unheilverkündender Miene den Kopf und sagte:

„Freunde, es ist schlimmer, als wir glauben. Nicht, daß gerade ernstliche Folgen daraus entspringen möchten; aber für jetzt hat Madame Stoop durchaus Ruhe nöthig. Sie muß auf eine oder zwei Stunden zu Bette gehen."

Als der Oelschläger diese Worte hörte, wurde er von Zorn ergriffen und stampfte vor Ungeduld auf den Boden; aber der Doktor unterbrach ihn verweisend.

„Nein, nein, Herr Minnens, benehmen Sie sich nicht so unverständig. Ihre Tochter ist krank, ernstlich krank, und als Vater

sollten Sie einiges Bedauern mit ihr haben. Sie leidet: solche Nervenerregung ist bei Frauen ein sehr schmerzhaftes Uebel ..... Mögen Sie es bedauern oder mißbilligen, ich bin Arzt: Madame Stoop wird sich zur Ruhe begeben, ob Sie nun einwilligen oder nicht."

„Wohlan denn!" rief der Oelschläger, „so schaffe man ihr wenigstens Hülfe. Wie stehen Sie da, so verlegen wie Jemand, der sich weder zu rathen, noch zu helfen weiß. Reichen Sie ihr den Arm, Herr Stoop, und führen Sie dieselbe auf ihr Zimmer. Das ist nun Ihre Aufgabe geworden. Vielleicht wenn Sie etwas mehr Muth gezeigt hätten, so ....."

Valentin trat einen Schritt vor, um dem barschen, doch wohl begründeten Rath seines Schwiegervaters Folge zu leisten; aber Helena hatte mit einer ängstlichen Bewegung von der einen Seite den Arm ihrer Mutter, von der andern den des Doktors gefaßt. So stand sie wankend auf und stieg mit fieberischer Anstrengung ihrer Kräfte die Treppe hinan, begleitet von Tante Bleugels, von Valentin, von ihrem Vater und einigen andern Mitgliedern der Familie.

Der Doktor wollte sie nach dem Bette geleiten; aber sie riß ihren Arm los, wandte sich zur Seite, ließ sich auf einen Sopha fallen und erwiederte von da mit heiserem Tone auf das Verlangen des Doktors:

„Nein, nicht auf das Bett! Hier befinde ich mich wohl. Um Gottes Willen, man lasse mich in Ruhe, man lasse mich Athem holen!"

Und als Valentin einige tröstende Worte flüsterte, seufzte sie schmerzlich, während sie zugleich die andern Umstehenden mit einem flehenden Blick anschaute:

„O, stille, stille um mich her! Sprecht nicht, habt Mitleid! Die Stimmen zerreißen mir die Nerven. Geht hinunter; allein, allein muß ich sein!"

Auf Befehl des Doktors, welcher der Kranken Recht gab, und auf das Andringen des Oelschlägers, welcher das Mittagsmahl nicht kalt werden lassen wollte, verließen alle Personen das Zimmer, mit Ausnahme des Doktors, Mutter Minnens, Tante Bleugels und Valentin.

Helena hatte den Kopf zur Seite gegen die Rücklehne des Sopha's gelegt und die Augen geschlossen. Ihre Nerven schienen sich zu beruhigen, denn nur noch sehr selten lief ein sichtbares Zittern durch ihre Glieder. Der Doktor sagte mit zurückgehaltener Stimme zu den Frauen und zu Valentin, daß der Sturm wahrscheinlich vorüber wäre und die Kranke schnell genesen würde; man müßte ihr nur einige Ruhe lassen.

Man verhielt sich demzufolge sehr still, und geraume Zeit sprach Niemand ein Wort. Tante Bleugels war selbst einigemal hinuntergegangen, um den Hochzeitgästen die erfreuliche Botschaft zu bringen, daß der Zufall nicht von ernstlicher Natur, sondern nur eine vorübergehende Nervenerregung wäre, dergleichen sich Frauen nicht selten ausgesetzt sähen.

Endlich öffnete Helena die Augen und schaute mit einem stillen Blick zu ihrer Mutter empor. Diese trat näher, faßte ihre Hand und begann sie mit sanften Worten aufzumuntern und zu trösten. Auch der Doktor und Tante Bleugels sagten einige Worte, um sie zu überzeugen, daß diese Nervenspannung vorüber wäre und sie bald nichts mehr von diesem Uebel zu leiden haben würde.

Lang zauderte Valentin; er wußte nicht, wie er sich benehmen, was er thun sollte. Er allein, der Gatte, wagte nicht, seiner Frau sich zu nähern. Von den andern schien sie mit dankbarem Gemüth die Tröstungen anzunehmen; aber würde seine Stimme, wenn er das Wort an sie richtete, nicht wiederum das schreckliche Leiden mit neuer Stärke zum Ausbruch bringen? So bewegungs- und scheinbar gefühllos konnte er doch nicht bleiben. Mutter Minnens und Tante Bleugels sahen ihn verweisend an und schienen ihn mit den Augen zu seiner Braut zu rufen.

Er näherte sich ihr also mit klopfendem Herzen und murmelte beinahe unhörbar:

„Der Himmel sei gepriesen, Helena, daß er Dich von dieser schrecklichen Erregung wieder erlöst hat! Fasse Muth, meine Liebe; Du wirst bald hinunter gehen können, um die Glückwünsche zu empfangen, welche deine Freunde ....."

Was er gefürchtet, und mehr als was er gefürchtet hatte, verwirklichte sich augenblicklich. Der bloße Laut seiner Stimme

hatte um die Lippen und auf den Wangen der Kranken wieder Nervenzuckungen verursacht; aber in dem Augenblick, da das Wort „Glückwünsche“ seinem Munde entschlüpfte, fuhr ein bitteres Hohnlachen über ihr bleiches Gesicht; Kopf, Arme, Hände wurden krampfhaft geschüttelt, als ob ihre Nerven sich bis zum Brechen ausspannten, sich wieder zusammenzögen und von neuem straffer aus einander gezerrt würden.

Mutter Minnens und Tante Bleugels hoben mit einem Angstschrei die Arme in die Höhe und schauten klagend zum Himmel auf. Valentin wich einige Schritte zurück, drückte die Hände vor die Augen und begann zu weinen.

Der Doktor gebot den bestürzten Frauen Ruhe und suchte sie zu überzeugen, daß sie mit Unrecht erschrocken wären. Er nahm Helena den Brautkranz vom Kopfe und befeuchtete ihr Gesicht mit kaltem Wasser; sie suchte seine Hände abzuwehren, aber es war sichtbar, daß ihre Bewegungen nicht mehr ihrem Willen gehorchten.

Lange arbeitete der Doktor vergeblich, um den Sturm der Nerven zu überwinden; das furchtbare Uebel verschlimmerte sich mehr und mehr; ja der alte Arzt schien selbst zu erschrecken, als plötzlich eine glühende Röthe auf der Stirne der Kranken zum Vorschein kam und er fühlte, daß ihr Puls mit ungewöhnlicher Schnelligkeit zu schlagen anfing.

Er stand auf, zog den Schlüssel an der Thüre ab und steckte denselben in seine Tasche. Dann sagte er leise zu den Frauen, welche ihn zitternd ansahen:

„Seien Sie vernünftig und muthig. Man darf nicht zögern. Geben Sie mir Leinenzeug, ein Tuch und eine Binde. Ich muß der Jungfer etwas Blut ablassen. Schweigen Sie, um Gotteswillen! Es hat nichts zu bedeuten und es wird ihr zur Genesung verhelfen. Es ist in einem Augenblick geschehen.“

Mutter Minnens hätte ohne Zweifel das Gemach mit ihren Wehklagen erfüllt, wenn sie nicht von dem Doktor fast mit Gewalt zur Ruhe gebracht und gezwungen worden wäre, ihm das Leinenzeug, wornach er begehrt hatte, beizuschaffen.

Wer sollte nun dem Arzte helfen? Der Doktor schaute sich

wohl nach dem Bräutigam um, aber da er bemerkte, daß eine Thräne nach der andern ihm über die Wangen floß, ließ er ihn in Ruhe und nahm den Beistand von Tante Bleugels allein in Anspruch.

Man bedeckte Helena mit einem Leintuch, um ihr prächtiges Brautkleid nicht zu beflecken; der Doktor öffnete ihr die Ader, und das Blut sprang in das Waschbecken, welches Tante Bleugels in der Hand hielt.

Valentin, welcher bis dahin in den tiefsten Schmerz versunken nicht gewußt hatte, was man zu thun im Begriff war, wurde aus seiner Betäubung durch einen lauten Angstschrei von Mutter Minnens gerissen. Er warf einen Blick auf Helena, und dann auf das Blut in dem Waschbecken; es war das Blut seiner Braut! Sollte ihre schreckliche Vorhersagung jetzt schon in Erfüllung gehen? Sollte er, noch heute, sie als Leiche erblicken?

Auch ihm entschlüpfte ein lauter Jammerruf; er fiel wie vernichtet auf einen Sessel und verbarg das Angesicht in den Händen.

Bald hatte der Doktor den Arm wieder verbunden. Helena schien erschöpft, doch sehr ruhig und in der That von der heftigen Nervenerregung gänzlich befreit. Mit Hülfe von Tante Bleugels und Mutter Minnens hob der Doktor sie auf das Bett, schob die Kissen ihr bequem unter den Kopf, warf ein Leintuch über sie und gebot die vollständigste Stille.

Nach einigen Minuten wurde außen geklopft. Der Doktor öffnete, da bereits alles, was zum Aderlaß nothwendig gewesen, wieder beseitigt war, die Thüre.

Der Oelschläger, schon ein wenig erhitzt vom Wein, trat herein und fragte:

„Nun, wie geht es hier? Hat es sich noch nicht gegeben?"

„Es ist besser: Helena ruht," antwortete Tante Bleugels.

„Ah! so kommt doch herunter, ihr Leute, um auch ein Gläschen auf die Neuvermählten zu leeren," sagte der rohe Mann. „Eine schöne Hochzeit für euch; es ist als ob ihr bei einem Leichenbegängniß wäret! Und Sie, mein Schwiegersohn, wollen Sie auch hier bleiben und trauern über etwas, das bald vorüber sein wird? Sie wären mir ein schöner Bräutigam, wenn Sie an Ihrem Hochzeittage das Essen und Trinken vergäßen! ....."

Er wollte in seiner gefühllosen Weise fortfahren; doch über seine Scherze in einem solchen Augenblick tief empört, verschloß ihm der Doktor den Mund und schob ihn aus der Kammer hinaus.

Welche Botschaft er unten seinen Gästen brachte, wußte man oben nicht; aber allmälig vergrößerte sich der Lärm in dem Speisezimmer, und ein paar Stunden später machte sich der Wiederhall von Stimmen und Liedern so deutlich hörbar im obern Stockwerke, daß man das Zimmer der Kranken verschlossen halten mußte, um deren Ruhe vor dieser Störung zu schützen.

Seltsames und schreckliches Hochzeitfest für den armen Valentin! Die Nacht — seine erste Ehestands-Nacht — fand ihn neben Frau Minnens am Bette von Helena sitzend, beide mit zerrissenem Herzen und weinend, obwohl die Kranke sich jetzt viel besser befand und ruhig eingeschlafen schien.

XIV.

„Lisseghem den 15. März 1859.

„Freund Heinrich!

„Seitdem ich mit einer gewissen Freude Dir gemeldet habe, daß meine arme Helena von ihrem Krankenbett wieder erstanden ist, habe ich mehrmals schon die Feder angesetzt, um an Dich zu schreiben, aber jedesmal konnte ich nicht den rechten Muth dazu finden. Ich schäme mich, immerfort mit verzweiflungsvollen Klagen Dir zur Last zu fallen oder vielmehr Dich zu betrüben, denn an deiner Theilnahme und an dem Edelmuth deiner Freundschaft zweifle ich nicht im mindesten.

„Es gibt Zustände, düstere Zustände ohne Absehen, so unwiderruflich und so verhängnißvoll, daß sie selbst das Bedürfniß einer Herzensergießung in die Brust eines andern Menschen unterdrücken. — Und doch fühle ich jetzt dieses Bedürfniß wieder, und ich möchte Dich anflehen, Dir sagen zu dürfen, Dir ganz sagen zu dürfen, zu welcher schrecklichen Marter ich auf Erden verurtheilt bin. Meinst Du, daß ich unvorsichtig gewesen bin,

halte es mir zu gute; achtest Du mich für schuldig, o so schenke mir deine Vergebung! Habe ich wirklich geirrt, ich büße es bitter.

„Es sind nun über drei Monate, daß ich Dir geschrieben habe. Seitdem bin ich mit meiner Frau in das Schlößchen gezogen. Welches Leben! Es ist die Nacht, eine ewige, entsetzliche Nacht . . .

„Helena geht hin und her wie ein Schatten; sie spricht nicht, und antwortet sie einmal, wenn ich mich unterstehe, ihr etwas zu sagen, so geschieht es so kurz und abgebrochen, als ob das Sprechen ihr etwas äußerst Peinliches wäre. Sie ist jedoch sanft und gelassen, artig und scheinbar freundlich; aber sie flieht vor mir, und niemals komme ich ihr näher, es müßte denn sein, daß ich sie suche und überrasche. Aber dann, ach dann geht sogleich ein Schwert mir durch die Seele. Sobald sie den Ton meiner Stimme hört, sobald das geringste Geräusch meiner Schritte ihr meine Annäherung verräth, durchläuft dasselbe fieberische Zittern ihre Nerven. Wenn sie zufällig unerwartet meinem Blick begegnet, füllen sich ihre Augen mit Schrecken und Schauder, als wäre ich für sie eine abscheuliche Erscheinung. Sie schweift in den Zimmern des Schlosses und in der Allee des Parks wie ein Gespenst, wie ein leidender Geist umher; sie weint insgeheim und seufzt und trauert; sie wird jeden Tag bleicher und magerer.

„Nichts, nichts, was es auch sein mag, scheint stark genug, um sie auf der verhängnißvollen Bahn, welche zum Kirchhof führt, zurückzuhalten! O mein Gott, erbarme dich meiner, erleuchte meinen armen Geist; gib mir ein, laß mich das Mittel finden, wodurch ich sie gegen das schreckliche Siechthum zu schützen vermag!

„Ja, ja, Heinrich, sie wird sterben, sterben, weil sie sich an den häßlichen Menschen gebunden fühlt, welchen sie mit aller Kraft ihrer Seele haßt und verabscheut.

„Und ich Thor, der hoffte, durch tausend Beweise von Unterwürfigkeit, Ergebenheit und unausgesprochener Liebe sie wenigstens zur Geduld und zur Verzeihung zu bewegen! Alle meine Bemühungen sind fruchtlos geblieben; ja noch mehr, ich bin jetzt zu der Ueberzeugung gekommen, daß all mein Thun, wenn es auch zum Zweck hat, ihr Gemüth aufzuheitern, nur das Gegentheil bewirkt, ihr peinlich ist und Qual verursacht.

„Ich habe ein großes Gewächshaus bauen lassen und darin allerlei prächtige Blumen gesammelt. In diesem lieblichen Wintergarten habe ich Felsen angebracht, zwischen welchen immer ein Bächlein frischen Wassers dahin fließt. Goldfische, die aus der Hand fressen, schießen zwischen den Steinen und den Wasserpflanzen aus heißen Erdstrichen hin und her. Da steht unter einem Gewölbe von rankenden Passifloren eine bequeme Bank, deren bloßer Anblick einen antreibt, in dieser milden Luft, mit den Wundern der Natur vor sich, einer süßen Ruhe zu pflegen. Ich bin der Baumeister und der Gärtner von diesem kleinen Paradiese gewesen; ich war bei der Arbeit so glücklich, in der zweifelhaften Hoffnung, Helena würde an dem bezaubernden Ruheplätzchen, das ich ihr zugerichtet hatte, einiges Vergnügen finden.

„Ach, sie will nicht in das Gewächshaus gehen und entschuldigt sich damit, daß sie sagt, die Wärme und der Duft der Blumen werde ihre Nerven angreifen . . . Aber ich sehe wohl, was es ist: in dieser Luft habe ich geathmet; die Blumen habe ich hergebracht, diesen kleinen Zauberpalast habe ich — ich, das verhaßte Wesen — für sie gebaut!

„Als sie noch ein junges Mädchen war, hatte sie eine außerordentliche Freude daran, in einer offenen Kutsche zu fahren. Eine solche Kutsche und zwei schöne Pferde habe ich für sie gekauft. Noch nicht einmal hat sie den Fuß in dieselbe setzen wollen; sie kann die Erschütterung eines Fuhrwerks nicht mehr ertragen, sagt sie.

„Ich schicke absichtlich kranke und leidende Menschen zu ihr und treibe sie an, denselben milde zu helfen; aber sie hat keine Theilnahme mehr für die Unglücklichen und läßt ihre Almosen durch die Magd austheilen.

„Ach, ich bemerke es wohl: sie findet an nichts mehr Lust; sie sehnt sich nur nach der Stunde ihrer Erlösung; und da einzig das Grab ihre Bande lösen kann, will sie leben wie eine Todte, um den gewünschten Augenblick zu beschleunigen.

„In dem Zimmer, wo sie sich oft aufhält, läßt sie alle Gardinen herab und macht es so düster rings herum, daß die Augen dieses trübe Dämmerlicht nicht ohne Schmerz ertragen können;

sie entflieht aller Helle, sie haßt alles Geräusch, so gering es auch sei. Die Dienstboten kennen ihren Wunsch und leisten ihm auch Folge; ich selbst wage nie mehr laut zu sprechen. Unser Haus ist wie eine Höhle, von stummen Gespenstern bewohnt.

„Ihre Eltern kamen anfänglich oft auf Besuch zu uns. Vor ihrem Vater, welcher über ihre unbegreifliche Traurigkeit spottete, war sie ebenso schweigsam wie vor mir. Nur vor ihrer Mutter, wenn sie ganz allein mit derselben war, zeigte sie sich ein Bischen vertraulicher, doch gab sie allen niemals eine andere Erklärung, als daß sie sich sehr krank fühle und ihr Betragen und ihre Zurückgezogenheit nur Folge ihrer Nervenerregung wären.

„Zittere ich in Gegenwart von Helena wie ein Kind, so habe ich doch endlich einigen Muth gefaßt, um die barschen Spöttereien und die ungerechten Vorwürfe ihres Vaters abzuwehren. Eines Tags habe ich ihn fühlen lassen, daß meine Geduld zu Ende wäre und ich nicht länger der Gegenstand seiner Unverschämtheiten sein wollte.

„Seitdem ist er nicht mehr hier gewesen. Ich danke Gott, daß er mich von diesem gefühllosen und groben Menschen befreit hat. Es langweilte mich unsäglich, mich immerfort der Feigheit beschuldigen zu hören und unaufhörlich angetrieben zu sehen, Gewalt gegen die arme Helena zu gebrauchen und sogar, wenn es nöthig wäre, sie durch barsche Behandlung zur Unterwürfigkeit zu bringen.

„Vielleicht beschuldigst Du mich gleichfalls der Schwäche? Nicht selten zweifle ich selbst, ob meine Furchtsamkeit nicht wirklich die Ursache dessen ist, was hier geschieht. Aber, o Himmel, Heinrich, wer könnte grausam genug sein, um gegen das arme Lamm ein hartes Wort auszustoßen? Unmenschlich genug, um diesen verschmachtenden Engel zu mißhandeln? Ja, sie ist ein Engel, ein kranker, ein verirrter Engel vielleicht, aber doch ein Engel. Sie ist ebenso unglücklich als ich — und noch nie eine Klage, noch nie ein Vorwurf, nichts als Flehen um Mitleid, um Ruhe und um Stille!

„Noch ein anderer Grund hält mich zurück und macht mich zu ihrem furchtsamen Sklaven. Ich muß ihn Dir doch sagen,

diesen Grund, und hieltest Du mich auch für aberwitzig und verrückt. Ich wähnte sie vor meiner Heirath mit aller Kraft, deren das menschliche Gemüth fähig ist, zu lieben. Welcher Irrthum! Jetzt liebe ich sie tausendmal mehr, so sehr, Freund, daß ich mit Freuden mir den Arm abschneiden ließe für ein einziges, süßes Lächeln von ihr . . .

„Und ich muß sie sterben sehen! In meinem Herzen einen brennenden Durst nach ihrer Gegenliebe fühlen und neben ihr leben, mit der Ueberzeugung, daß ich ihr Henker und ihr Mörder bin!

„Warum hat Gott mir das Vermögen geschenkt, welches mich zu dem verhängnißvollen Schritt getrieben hat? War es ein Fluch? Ich der Mörder von Helena? Ich der schreckliche Vampyr, der das Blut seines Schlachtopfers aussaugen muß, bis es erschöpft zu seinen Füßen niedersinkt? Mein Freund, mein Freund, begreifst Du all das Entsetzliche dieses Looses?

„Dürfte der Mensch ohne Missethat seinem Leben ein Ende machen, ehe der Herr ihn ruft! Wie würde ich jubelnd dieses schreckliche Eheband lösen, unter welchem der Tod zwei Gräber aufwirft. Ach, wenn sie die Freiheit wieder fände, wenn sie sich nicht mehr an das verhaßte Wesen gefesselt wüßte, wie schnell würde sie genesen! Aber so? Sie ist verurtheilt, sie muß leiden gleich mir, bis ihre Seele von dem siechen Körper losgerissen ist. Sie hat es gesagt: bis der Henker niedersehe auf eine Leiche und ausrufe: „ich habe sie getödtet, ich bin ihr Mörder!“

„Meine Sinne verwirren sich, ich muß Athem holen und mich zur Ruhe bringen . . . .

„Ich begreife: Du wirst denken, daß meine Einbildung mich in die Irre führe, daß ich stark übertreibe, daß Helena nur an einer Nervenkrankheit leide und ich mit Unrecht glaube, ich sei ein Gegenstand ihres Hasses. Ich habe mir einige Zeit mit dieser Hoffnung, mit diesem Zweifel geschmeichelt; aber zwei Vorfälle haben mir die Binde der Bezauberung von den Augen gerissen.

„Casimir Steenput hat eine Frau von schlechtem Rufe geheirathet, welcher unlängst ein ansehnliches Vermögen durch Erb-

schaft zugefallen war. Er hat die Unverschämtheit gehabt, uns einen Verlobungsbrief zu senden. Als diese überraschende Anzeige in meine Hände gelangte, hoffte ich einen Augenblick, dieselbe könnte etwas zu Helena's Genesung beitragen. Ich glaubte, ihre blinde Liebe zu Casimir wäre die Quelle ihrer Trauer und ihres Hasses gegen mich.

„Um mich von der Wirkung dieser Botschaft auf sie zu überzeugen, legte ich die Anzeige offen auf den Tisch eines Zimmers hin, durch welches sie öfters geht, und hielt mich außen vor dem Fenster verborgen, um sie zu beobachten. Sie mochte wohl in Thränen ausbrechen und einen ihrer Nervenanfälle bekommen, aber es konnte auch einen entscheidenden, heilsamen Einfluß hervorbringen und der Anfang ihrer Genesung werden.

„Wie habe ich mich geirrt! Helena trat wirklich an den Tisch mit demselben trägen, kraftlosen Schritt, welcher ihr eigen geworden ist. Sie nahm den Brief, las ihn, legte ihn wieder auf den Tisch und entfernte sich mit einem leichten Hohnlächeln auf den Lippen. Ein anderes Zeichen von Bewegung war an ihr nicht zu bemerken; kein Wort über diese unerwartete Kunde entschlüpfte ihrem Munde, und weder an diesem noch an dem folgenden Tag war irgend eine Veränderung in ihrem Zustande eingetreten.

„Selbst mit Casimir Steenput hat sie kein Bedauern mehr; Alles ist todt in ihr, Alles, mit Ausnahme ihres Abscheu's vor mir, mit Ausnahme ihres Hasses gegen den Henker ihres jungen Lebens!

„Und ich dürfte noch zweifeln? Mit eigener Hand hat sie ihr Urtheil und das meinige niedergeschrieben. Einmal als ich in den düstern und einsamen Zimmern des Schlosses herumirrte und mir den Kopf zerbrach, um irgend etwas ausfindig zu machen, was ihr Trost oder Erquickung bringen könnte, sah ich auf dem Fußboden einige zerrissene Stückchen Papier liegen, welche ich da nicht hingeworfen hatte. Niemand als sie allein konnte es gethan haben.

„Ich hob eines der Stückchen vom Boden auf, und das einzige Wort Ehe, welches ich auf demselben von den Händen

meiner Frau geschrieben sah, weckte meine Neugierde dermaßen, daß ich alle die übrigen Stückchen sorgfältig auflas und mich in meinem Zimmer einschloß, um sie zusammenzufügen.

„Was ich darauf las, waren Worte, welche ich früher selbst gegen Helena ausgesprochen, und die sich ihrem Geist eingeprägt hatten als eine verhängnißvolle Wahrheit, unter deren Gewicht wir Beide erliegen müssen.

„Auf dem zerrissenen Blättchen standen folgende Zeilen zu lesen: Eine Ehe ohne Liebe ist ein Garten ohne Sonne, worin alle Blumen des Herzens, aus Mangel an Licht, absterben müssen. Eine Ehe ohne Liebe? Was ist Abwesenheit der Liebe, da wo es nicht erlaubt ist, an Gleichgültigkeit zu denken? Ist es nicht der Haß?

„Und so leben müssen! Sie unter meinen Augen verwelken sehen, gleich einer Blume, die von einem giftigen Wurm benagt wird! Wissen, daß mein Blick, daß meine Stimme, meine Gegenwart sie tödtet. Und nicht sterben können, um sie zu retten, um ihre Sklavenketten zu brechen! Und sie lieben mit wahnsinniger Kraft, und ihr Henker, ihr Mörder sein müssen! . . .

„Theurer Freund, wenn ich Dir von heute an nicht mehr schreibe, so denke, es kommt daher, daß mein Geschick sich mit unerbittlicher Strenge erfüllt, daß mir aller Muth gesunken, daß sie bereits in meinen Augen gestorben ist, und daß diese schreckliche Ueberzeugung mich gegen das Leben und selbst gegen deine treue Liebe gleichgültig macht. Lebe wohl!

„Dein unglücklicher Freund
„Valentin Stoop."

XV.

Helena saß auf einem Lehnsessel unter einem der hohen Fenster des Schlosses. Obwohl man die Gardinen niedergelassen und sorgfältig zusammengezogen hatte, war es doch ziemlich hell in dem Saal, da die heitere Morgensonne gerade auf die Fenster schien und mit ihrem Strahle durch die Vorhänge drang.

Kummer und Krankheit hatten die arme Helena beinahe unkenntlich gemacht. Von dem bezaubernden Mädchen, prangend in Lebensmuth und Gesundheit, war nichts übrig geblieben, als ein mageres, bleiches und verkümmerndes Wesen, dessen träge und kraftlose Bewegungen an einen mehr oder minder nahen, doch unfehlbaren Tod denken ließen.

Nur in ihren blauen Augen, die in einer glänzenden Feuchtigkeit, gleich Perlen auf krystallener Wasserfläche, zu glänzen schienen, war noch eine krankhafte Lebhaftigkeit zu bemerken. Man hätte glauben können, daß ihr Augapfel durchsichtig geworden wäre und ihr starrer Blick aus der Tiefe ihres Gehirns strahlte.

Wie sie so bewegungslos dasaß, mußte ihr Geist unbezweifelt thätig sein; denn von Zeit zu Zeit wallte ein Seufzer aus ihrem Busen auf und sie schüttelte den Kopf mit schmerzlicher Muthlosigkeit.

Auf ihren Knien lag ein weißes Taschentuch, welches sie in der Zerstreuung dann und wann aufnahm. Während ihre Gedanken in unbestimmte und dunkle Träume verloren waren, legten ihre Finger den Rand des Tuchs in kleine Falten; einen Augenblick darauf ließ sie dieselben wieder fallen, blieb eine Weile bewegungslos und erneuerte dann, ohne Bewußtsein, ihre erste Beschäftigung, gleich einem dahinwelkenden Kinde, dessen Geist zu schwach geworden ist, um irgend einem Gegenstand ernstliche Aufmerksamkeit zuwenden zu können.

Lange Zeit verharrte sie in ihren trostlosen Träumereien, als unerwartet ein seltsames Zittern durch ihre Glieder lief.

Sie erhob sich schnell, wandte erschrocken den Kopf nach einer Seite und horchte mit ängstlichem Zweifel auf ein fast unmerkliches Geräusch. Ihre Besorgniß schien sich zu bestätigen, denn sie begann zu zittern und hob die Augen klagend zum Himmel. Ein einziger Klagelaut, ein einziges Wor fiel von ihren Lippen:

„Er!“

„Und sie ließ sich wieder auf den Stuhl fallen, senkte den Kopf auf die Brust und starrte zu Boden, als wollte sie einer gefürchteten Erscheinung entgehen.

Die Thüre wurde sehr leise geöffnet und ein Mann trat auf

den Zehen ein. Nachdem er ein paar Schritte gethan, verhielt er sich still und schaute auf Helena mit einem Ausdruck tiefen Mitleids und unendlicher Traurigkeit.

Dieser Mann war Valentin Stoop. Er erschien gleichfalls abgemagert und krank; man hätte sagen können, daß seit seiner Heirath schon viele Jahre vergangen sein müßten, so sehr hatten diese wenigen Monate eines düstern und hoffnungslosen Lebens ihn verändert.

Von unüberwindlicher Furcht zurückgehalten, machte er zögernd einen Schritt und noch einen. Gleichwohl mußte er nicht ohne eine bestimmte Absicht in diesen Saal getreten sein, denn die Bewegung seines Kopfs und der Ausdruck seiner Augen ließen errathen, daß er sich selbst zu einem besondern Unternehmen zu ermuthigen trachtete.

Was ihn zu solcher Unentschlossenheit veranlaßte, war die Haltung seiner Gattin und das wohlbekannte Zittern ihrer Nerven. Sie hatte ihn also kommen hören, trotz seines sorgsamen Bemühens, nicht das mindeste Geräusch zu machen. Seine Annäherung flößte ihr Schrecken und Abscheu ein!

Aber wußte er das nicht zum voraus, und war es nicht immer so? Er hatte beschlossen, trotz dieser Zeichen des Widerwillens sich ihr zu nähern und mit ihr zu sprechen, nicht blos ein Wort, sondern viele an sie zu richten. Lange genug hatte er die Abgeschlossenheit und das Stillschweigen seiner Frau mit sclavischer Unterwürfigkeit geachtet. Vielleicht konnte er durch ein wenig Kühnheit zwischen ihr und ihm eine offenherzige Erklärung herbeiführen; und wer weiß, ob dieß nicht zu einer Aufklärung über ihre geheimnißvolle und verzehrende Bedrücktheit leiten mochte? Aus Liebe, aus Mitleid mußte er den Versuch machen, wie sehr auch die Vorstellung, sie zu quälen oder zu betrüben, ihn erschreckte.

In solcher Erwägung fand er Muth genug, um sich der Kranken zu nähern. Vor ihr stehend, sagte er in furchtsamem Ton:

„Helena, bebe nicht so! Ich bin nicht gekommen, um Dir etwas zu sagen, das Dir unangenehm sein könnte. Der Schmerz, Dich krank zu sehen, das Pflichtgefühl, das mir zuruft, doch etwas zu versuchen, und mein Gewissen, das mich beschuldigt, Dich feige

verkümmern zu lassen ...... Nein, ich komme nicht zu Dir, von einem selbstsüchtigen Gedanken angetrieben; das Mitleid, die Liebe ..... die Angst ..... Bezwinge deine Erregung; ich will Dir keinen Kummer verursachen. Komm, Helena, füge Dich einen Augenblick in dieses schmerzliche, doch nothwendige Opfer. Laß mich zu Dir sprechen; sei barmherzig; es ist eine Gnade, eine Wohlthat, um welche ich Dich anflehe! Darf ich hoffen, daß Du mit Geduld und mit ein bischen Ergebenheit mich anhören willst?"

„O mein Gott, wie bin ich so krank!" seufzte Helena. „Der Kopf schwindelt mir. Ich werde Sie hören; aber um Gotteswillen, Herr, sprechen Sie nicht hart!"

Es lag in dem Ton ihrer Stimme wohl etwas Peinliches, das von einer hoffnungslosen Unterwerfung zeugte; aber es dünkte Valentin, als ob die Aufregung ihrer Nerven nachgelassen hätte. Er faßte Muth und sagte, so still und ruhig, als es ihm möglich war:

„Helena, arme Helena, es ist also beschlossen? Es ist nichts zu machen? Du bleibst ohne Mitleid für Dich selbst und andere? Du verkürzest dein Leben und gehst mit schnellen Schritten dem schrecklichen Ziel deiner Betrübniß entgegen. Du weißt es; aber Du findest Wohlgefallen an einer so schrecklichen Gewißheit: Du willst sterben! Nicht weil Du etwas Bestimmtes betrauerst, nicht weil Dir ein willkürliches Leid angethan wird; sondern um Dich an dem zu rächen, welchen Du niedrigster Selbstsucht und unsinnigen Hochmuths schuldig wähnst."

„Mich rächen? Rachsucht in mir?" murmelte Helena. „O, daß Gott, der in meiner bedrückten Seele liest, Ihnen diese ungerechten Gedanken benähme!"

„Vielleicht irre ich mich hierin, Helena. Du bist so gut; deine Natur ist so edel, wahrhaftig. Die Rachsucht ist ein willkürliches Gefühl, das Dir fremd sein muß; aber der Haß? Leugne es nicht; was Dich so hoffnungslos verkümmern läßt, ist die Vorstellung, Dich auf ewig an einen Mann gebunden zu wissen, der Dir nichts als Abscheu einflößt, weil dein Herz sich weigert, an die Uneigennützigkeit seines Thuns zu glauben; weil Du meinst, daß ein elendes Vermögen den armen Schulmeister

undankbar und selbstsüchtig gemacht, und daß er aus Eigenliebe und begehrlicher Anmaßlichkeit deine Hand angenommen hat. Valentin ist jedoch geblieben, was der arme verkümmernde Schulmeister gegenüber von seiner Wohlthäterin war: ein Mann, der sich deiner unwürdig weiß und sein Leben mit Freuden aufopfern würde, um Dir einen einzigen Augenblick des Kummers zu ersparen. — Schüttle den Kopf nicht, Helena ..... Was habe ich gethan, seitdem diese Heirath mir Rechte über Dich verliehen hat, welche man in der Welt als geheiligt zu betrachten gewohnt ist? Habe ich nicht Alles an Dir geachtet, selbst die ewige Traurigkeit, welche Dich unter meinen Augen dahinwelken und langsam sterben läßt? War nicht jeder meiner Athemzüge, jeder meiner Gedanken, mein ganzes Leben eine brennende Sehnsucht, etwas ausfindig zu machen, was Dich erquicken oder trösten könnte? Und ich, der gebieten konnte, habe ich nicht immer gezittert unter dem Blick deiner Augen? Ist dieß das Betragen eines selbstsüchtigen Ehemannes, oder vielmehr das eines ergebenen, ehrerbietigen Sklaven?"

„Wie sind Sie grausam gegen mich, Herr!" klagte Helena. „Sie irren sich: ich hasse Sie nicht, ich bin Ihnen dankbar, aufrichtig dankbar, gefühlvoll für Ihren Edelmuth ..... aber haben Sie Mitleid mit einer armen schwachen Frau, deren Willenskraft durch ihre Nervenkrankheit völlig vernichtet ist!"

„Gewiß, ich bin grausam, in diesem Augenblick wenigstens," fuhr Valentin fort; „denn ich weiß und sehe es, Helena, wie meine bloße Gegenwart Dich martert; aber dießmal darf ich nicht zurückbeben: ich muß einer unerbittlichen Pflicht gehorchen. Du glaubst nicht, daß ich deine Hand einzig aus Aufopferung angenommen habe. Da liegt die Quelle deines Abscheu's und meine Unmacht, dein Uebel zu bekämpfen. Gestehe es, Helena, Du glaubst, daß ein geheimes Gefühl mich verblendet habe. Nicht wahr, das ist es, was dein Herz mir nicht vergeben kann?"

Sie heftete einen festen, verwunderten Blick auf ihn, als wollte sie ihn der Heuchelei oder Falschheit beschuldigen.

„Ach, Helena," seufzte er in verzweifeltem Tone, „ich kann nicht leugnen, was ich einmal, ein einziges Mal Dir zu sagen

wagte; aber wäre dem auch so, ist denn die Liebe, welche unbewußt und unwillkürlich uns im Herzen erwächst, eine so grausame Missethat, daß sie durch den Tod von zwei Menschen gebüßt werden muß?"

„Von zwei Menschen?" wiederholte Helena, indem sie den Kopf unmerklich schüttelte.

„Wie könnte das anders sein?" fuhr Valentin mit einer Art peinlichen Scherzes fort. „Ich sehe Dich unter meinen Augen verkümmern; jede Stunde messe ich den Fortschritt des unüberwindlichen Uebels, welches Dich unfehlbar verschlingen muß. Diese schreckliche Gewißheit, meine Unmacht, Dich zu retten, das grausame Gespenst zu verjagen, welches da an deiner Seite steht; das Grab, welches vor deinen Füßen gähnt; diese ewige Bangigkeit, die entsetzlichen Träume in den schlaflosen Nächten ..... O, könntest Du dem Unglücklichen, welcher Dir Abscheu einflößt, einen aufmerksamen Blick gönnen, Du würdest sehen, wie sein Haar ergraut ist, wie die rastlose Angst die Runzeln des Alters auf seinem abgemagerten Gesichte eingegraben hat."

Helena, durch den Ton seiner Stimme gerührt und über seine Vorhersagung erschrocken, schaute ihn an. Sie hob die Hände bittend zu ihm empor und seufzte:

„Erbarmen, Vergebung! O, werden Sie nicht krank! Ich flehe Sie an, fügen Sie diesen neuen Schmerz nicht zu meinen bittern Leiden!"

„Dank, sei gesegnet, Helena, für dieses freundliche Wort!" rief Valentin mit einem Funken von Glück in den Augen. „Sollte ich mich getäuscht haben. O Himmel, dürfte ich das hoffen. Du hassest mich also nicht so sehr, um mich ohne einiges Bedauern sterben zu lassen? Aber, aber was ist dann die unergründliche Ursache deiner Abzehrung? ..... Nein, Helena, bleibe muthig, bezwinge deine Nerven. ..... Werde nicht krank, hast Du gesagt. Es bedarf so wenig, mir zur Genesung zu verhelfen. Ein Lächeln auf deinen Lippen — nicht ein Lächeln für mich: ein einziges Zeichen von Muth in Dir würde mir in das frohlockende Herz gleich einem wohlthätigen Balsam fallen, mir als eine Quelle der Hoffnung, als ein rettendes Licht erscheinen ..... Meine Worte

regen Dich auf. Ich spreche zu laut, nicht wahr? Ich werde schweigen und Dich ein Bischen ruhen lassen."

Die Kranke hatte den Kopf tiefer als zuvor gesenkt; hin und wieder lief ein unmerkliches Zittern ihr durch die Glieder.

Valentin beobachtete diese drohenden Anzeichen mit ängstlicher Aufmerksamkeit. Als er zu bemerken glaubte, daß bei seiner Gattin wieder größere Ruhe eingetreten wäre, fuhr er fort:

„Fürchte Dich nicht, Helena. Ich will nichts für mich selbst erbitten. Muß es sein, so werde ich mit wahrhaft religiöser Gewissenhaftigkeit Dir meinen Anblick ersparen. Statt aller Belohnung begehre ich nichts als ein Versprechen von Dir."

„Ein Versprechen?" murmelte sie.

„Ja, Helena, wenn Du mir bis jetzt so oft auf deinen Schritten begegnetest, wenn ich gleich einem Spion Dich zu suchen und zu verfolgen schien, so geschah es nur, weil die Angst und der Kummer, Dich krank und unglücklich zu wissen, mir keine Ruhe ließen und mich unwiderstehlich nach den Orten trieben, wo meine Augen Dich wenigstens aus der Ferne zu sehen hoffen durften. Aber erhebe Dich aus deiner Betrübniß, willige ein, Dich ein Bischen zu zerstreuen, entziehe Dich der ewigen, der trostlosen Einsamkeit, und ich werde mich ganz von Dir entfernt halten — und warten, freudig warten, bis Jemand mir die süße Kunde deiner Wiederbelebung bringe. Es ist noch nicht angenehm draußen, aber in dem Gewächshause blühen jetzt so viele schöne Blumen! Warum solltest Du nicht dann und wann ein Bischen in der milden Luft wandeln, Du, welche die Lieblinge der Natur immer so gern gehabt hatte? O Helena, ich flehe Dich an, versprich mir es doch wenigstens zu versuchen. Mehr erbitte ich nicht von Dir. Es würde mich so glücklich machen! Darf ich hoffen, daß Du mir diese einzige Gunst nicht verweigern wirst?"

„Sie wünschen, daß ich in das Gewächshaus gehe?" flüsterte die Kranke zögernd.

„Ich beschwöre Dich, Helena, um deiner eigenen Wohlfahrt willen!"

„Ich will gehen, Herr."

„Du wolltest in das Gewächshaus gehen?“ rief Valentin, als könnte er an die Aufrichtigkeit dieses Versprechens nicht glauben.

„Ja, ich werde versuchen, ob meine Nerven es ertragen können.“

„Wann, Helena?“

„Sobald ich mich stark genug fühle.“

„Diese Woche?“

„Heute, wenn ich kann.“

„O, es ist so schönes Wetter diesen Morgen. Die Sonne steht gerade über dem Gewächshause, Helena. Dieses heitere Frühlingslicht ist so erquickend; es macht Alles so bezaubernd schön.“

„Nun, ich werde Ihnen zeigen, daß ich wenigstens den guten Willen habe. Gönnen Sie mir auf einige Augenblicke Einsamkeit. In einer halben Stunde werde ich in das Gewächshaus gehen.“

„Dank, dank! Gott sei gepriesen für dieses erste aber unendliche Glück!“ stammelte Valentin, indem er mit großer Eile den Saal verließ.

Er trat lächelnd und mit lebhafter Erregung in ein anderes Zimmer, ergriff ein rothes Sammetkissen von einem Sessel und begab sich damit nach dem Gewächshaus, wo er es auf die Bank unter dem kleinen Pavillon von Passifloren legte, mit den Händen hin und her drückte und wieder glättete, um es recht weich und elastisch zu machen.

Dann begann er in dem Gewächshause auf und ab zu laufen und brachte eine Menge Blumen vor dem Pavillon zusammen. Hier ordnete er die schönsten und seltensten Pflanzen nach ihrer Höhe und Farbe und bildete daraus eine Art von staffelförmigem Blumenberg, damit nichts von all dieser Pracht Helena's Blick entgehen möchte, wenn sie unter den Ranken der Passifloren auf dem Sammtkissen sich niedergelassen hätte.

Er schleppte Töpfe und Kübel herbei, er schwitzte, daß die Tropfen ihm auf der Stirne standen; er trat zurück und betrachtete seine Arbeit aus der Ferne, gleich dem Künstler, der voll Besorgniß über das Verdienst seines Gemäldes zu urtheilen sucht; — aber der arme Valentin war so glücklich, daß er unaufhörlich den entzückten Blick zum Himmel erhob, als ob sein Herz von Dankbarkeit gegen Gott überströmte.

Nachdem er noch ein- und zum letzten Mal seinen Blumenaltar in Augenschein genommen hatte, nickte er zufrieden mit dem Kopf uud murmelte, während er seine Uhr hervorzog:

„So ist es recht, es wird Helena Vergnügen machen, allen diesen Reichthum der Natur vor ihren Augen versammelt zu sehen ..... Noch fünfzehn Minuten ..... Ach, es ist wie ein Traum! Sollte ich mich in der That geirrt haben? Sollte sie wirklich keinen Haß gegen mich empfinden? Vielleicht mindert sich dieses Gefühl bei ihr, vielleicht wird die Zeit es ganz in ihrem Busen ersticken? Nein, nein, nicht zu viel Hoffnung: die Entzauberung könnte mir tödtlich werden; aber wie dem auch sei, dem neuen Licht mit Vertrauen entgegengelächelt! O, wäre es das Morgenroth meiner Rückkehr ins Leben! Möchte sie genesen!"

Er warf einen Blick auf den Pavillon; ein neuer Gedanke stieg in seinem Geiste auf. Einige frohe Worte murmelnd, lief er zweimal nach dem äußersten Ende des Gewächshauses und brachte von dort ein paar große Mimosen, welche er zu beiden Seiten am Fuß des Pavillons aufstellte. Er war glücklich; seine Augen funkelten. Wirklich prangten die beiden Mimosen mit einer Menge gelber, sammtartigen Kätzchen, welche zwischen den feinen Blättern sich gleich einem Schatze von Goldperlen hervorhoben. Die lebendigen Säulen, so üppig und so reich mochten sicherlich Helena's Aufmerksamkeit erregen und vielleicht ein Lächeln der Bewunderung auf ihre Lippen rufen.

Noch war er damit beschäftigt, die Kübel, worin die beiden Bäumchen standen, hin und her zu schieben und besser zu stellen, als unversehens die Thüre geöffnet wurde und Helena in das Gewächshaus trat.

Valentin, also vor der bestimmten Stunde überrascht, erinnerte sich der Bedingungen, welche er sich selbst auf das Versprechen seiner Gattin hin gestellt hatte. Er grüßte sie stillschweigend und gedachte durch eine andere Thüre sich zurückzuziehen; aber ein Zeichen von Helena erfüllte ihn mit freudiger Bestürzung und hielt ihn zurück.

Die Kranke näherte sich dem Pavillon und setzte sich auf das Kissen nieder. Sie schien ermüdet; gleichwohl zog, als ihre

Augen auf den schönen Blumenberg fielen, ein flüchtiges Lächeln über ihre Lippen.

„Du gestattest, daß ich bleibe? daß ich bei Dir im Gewächshause bleibe?“ stammelte Valentin verwundert und furchtsam.

„Wer sollte mir denn die Namen aller dieser schönen Blumen angeben?“ antwortete sie.

„Wie? Du wünschest, daß ich in deiner Gegenwart spreche? daß ich alle die lebhaften Gefühle ausströme, welche der Anblick dieser Naturkinder mir einflößte, die ich gepflegt und gehegt habe, in der Hoffnung, daß Du, Helena .....“

„Bleiben Sie ruhig, ich bitte, Herr. Kommen Sie, sagen Sie mir, ohne Erregtheit, welches ist der Name der kleinen, lieben Blumen, die da am Fuße der Azaleen stehen? Es sind ausländische Heidekräuter, nicht wahr?“

„Ja, Helena, es sind Erica's vom Kap der guten Hoffnung. Diejenigen, welche Du da so lieblich blühen siehst, sind die Erica andromedaeflora, ardens, baccans und gracilis.“

„Und jenes seltsame Gewächs dort neben der großen Camellia — das Blumen wie rothe Bürsten hat?“

„Das ist der prächtige Metrosideros, sonst auch Callistemon speciosus genannt, aus Neuholland. Bemerke, Helena, welche besondere Form seine Blätter haben. Es scheinen ebenso viele platte, lederne Riemchen von einer eigenthümlichen kahlgrünen Farbe. Das ist das Aussehen fast aller Gewächse aus jenem großen Lande, und man vermag sie daran auf den ersten Blick zu erkennen. Wunderlich und seltsam ist dort die Natur; Alles hat eine Form, ganz verschieden von derjenigen, welche die organischen Wesen in andern Welttheilen kennzeichnet. . . . Ermüde ich Dich nicht, Helena?“

„Nein, so lange Sie ruhig bleiben und nicht zu laut sprechen,“ antwortete sie, „kann ich Ihren Erklärungen wohl folgen, ohne meine Nerven erregt zu fühlen.“

„Ich will einige Augenblicke warten.“

„Das ist nicht nöthig. Im Gegentheil, was Sie mir sagen, macht mir viel Vergnügen. Es erinnert mich an schönere und frohere Tage. Warten Sie nicht auf meine Bemerkungen; das

Sprechen fällt mir ein Bischen schwer. Sagen Sie mir Alles, was Sie über die prächtigen Blumen wissen, welche da vor mir bei einander stehen, als wollten Sie um den Preis der Schönheit ringen. Ich bitte Sie, Valentin, fahren Sie fort."

„Valentin?" Valentin, hatte sie gesagt? Zum ersten Mal seit ihrer Heirath, und in einem freundlichen Ton! Das schreckliche Wort Herr mochte sie vielleicht auf immer vergessen!

Halb schwindelnd vor Glück und Hoffnung, sah Valentin sie sprachlos an. Er war der Welt entrückt und schaute in eine Zukunft, welche sich vor seinen Augen mit allem Glanz des Himmels aufgethan hatte.

Verhängnißvoller Zauber, der ihn zur Verkennung der Wirklichkeit verleiten mußte!

„Nun, Valentin," sagte Helena, „ich höre."

Jetzt begann er mit unvorsichtiger Lebhaftigkeit von den Arten der Pflanzen, ihren Heimathländern, ihrem Nutzen, ihren Kräften, ihrer Kultur und Schönheit zu sprechen. Anfänglich da er seine Betrachtungen ganz auf die Blumen beschränkte, ging Alles gut, und er hatte sich sogar durch ein wirkliches Lächeln von Helena belohnt und ermuntert gesehen. Allmälig begann er in seine Erklärungen Dinge zu mischen, welche auf die Nerven seiner Gattin einen ungünstigen Eindruck hervorbrachten, ohne daß er, von Freude verblendet, es bemerkte. Er eilte mit seinen Gedanken und mit seiner Hoffnung in die Zukunft voraus, weissagte Helena ihre Genesung, sprach vom Ausfahren mit ihr in der offenen Kutsche über die Felder und von Spaziergängen im Walde. Der Frühling würde anbrechen, die Bäume würden ihre Blätter entfalten, die Vögel ihre Lieder anstimmen und ihre Nester bauen. Helena würde ihm Verzeihung schenken, seine Selbstaufopferung anerkennen, seine Freundin werden; und das Leben, welches bisher eine düstere Nacht für sie Beide gewesen, würde sich zu einem Paradies gestalten, zu einem Paradies von Glück, von Zuneigung und von . . . und vielleicht von Liebe!

Ein Angstschrei entschlüpfte ihr bei seinen letzten Worten, Helena schien wieder von einem heftigen Nervenanfall ergriffen; ihre Arme bewegten sich hin und her, gleich dem Schilfrohr, das

im fließenden Bache sich wiegt; ihre Augen drückten einen seltsamen Schrecken aus.

„O Himmel, meine arme Helena, wie ist Dir?“ rief Valentin todesbleich.

„Schweigen Sie, schweigen Sie, ich flehe darum, Herr! Ach, meine Kräfte haben mich getäuscht!“ seufzte sie. „Die Luft betäubt mich hier: ich muß in mein Zimmer zurück.“

Sie wollte aufstehen, aber das außerordentliche Zittern ihrer Nerven machte ihr diese Bewegung schwer. Valentin sprang hinzu, um ihr zu helfen, legte seinen Arm um ihren Leib und wollte sie von der Bank aufrichten; aber als hätte diese Berührung der armen Kranken ein Gefühl von brennendem Feuer gegeben, sprang sie mit einem Schreckenslaut auf und eilte nach der Thüre des Gewächshauses.

Ehe sie dieselbe erreichte, machte sie noch einmal wankend Halt und ein Husten wandelte sie an, so hohl und heiser, als ob er aus einer völlig vertrockneten Brust aufzusteigen schiene.

Valentin war seiner Frau von ferne nachgefolgt, aber der Husten, der trockene Keuchhusten fesselte ihn an den Boden und verursachte ihm noch größere Pein als seiner Gattin. Es war das erste Mal, daß er denselben hörte. Schrecklich! Das Uebel hatte bereits ihre Lungen ergriffen! Sie war verurtheilt, unwiderruflich verurtheilt!

Noch lange nachdem Helena verschwunden war, stand der unglückliche Gatte da mit allen Zeichen des Entsetzens im Angesicht und den starren Blick nach der Thüre gerichtet.

Endlich verließ er gleichfalls das Gewächshaus, sank, in seinem Zimmer angelangt, an einem Tische nieder und brach, den Kopf in den Händen verbergend, in einen Thränenstrom aus.

Schon eine halbe Stunde war er so bewegungslos dagesessen, als er Stimmen auf dem Gang vernahm. Er wollte sich flüchten, um nicht durch einen lästigen Besuch in seinem Schmerze gestört zu werden; aber die Thüre wurde geöffnet und Frau Minnens trat in das Zimmer.

„Was soll das heißen, mein Schwiegersohn?“ fragte sie mit trauriger Ueberraschung. „Sie haben geweint? Ungeachtet die Magd erklärt, daß ihre Gebieterin seit einigen Tagen sich viel besser befindet.“

„Ich habe es ebenfalls geglaubt, Mutter," antwortete er, „aber wir haben uns durch einen trügerischen Schein irre leiten lassen. Helena ist noch sehr krank."

„Ich zweifle nicht daran, Valentin; sie kann in einigen Tagen nicht ganz genesen; aber sollten Sie nicht, anstatt muthlos zu weinen, etwas thun, um derselben Unterhaltung zu verschaffen?"

„O, wüßten Sie, Mutter, was ich Alles versucht habe!"

„Ja, in der Stille, ohne daß Sie es ihr zu sagen wagten. Das ist nicht, was Sie thun müssen. Mein Mann täuscht sich nicht. Er äußert sich wohl barsch und zuweilen grob, aber er hat doch Recht. Man muß einer Frau, welche an einer Nervenkrankheit leidet und immer allein sein will, in ihren verderblichen Grillen nicht nachgeben. Hätten Sie von Anbeginn Muth gezeigt und mit der Herrschaft, welche Ihnen gebührt, gesprochen, sie würde von ihrem Uebel ohne Zweifel schon lang genesen sein."

„Es ist möglich, Mutter," seufzte er mit neuen Thränen in den Augen. „Dann könnten Sie mich wenigstens, was auch geschehe, keiner andern Missethat beschuldigen, als der übertriebenen Achtung und Liebe gegenüber von Ihrem Kinde!"

„Ich weiß es, Valentin, und ich erkenne den Edelmuth Ihres Herzens an: was Ihnen fehlt, ist Vertrauen auf sich selbst. Liebten und ehrten Sie Helena etwas weniger, so wäre es unter so besondern Umständen ein Glück für diese und für Sie. Es ist noch nicht zu spät; die Nervenkrankheit bei Frauen ist nicht unheilbar. Ich bin gekommen, einen Versuch zu machen. Gehen Sie mit mir zu Helena. Wir wollen einmal gründlich über ihr Betragen sprechen und ihr zu verstehen geben, daß es so nicht fortdauern kann."

„Ich - zu Helena gehen? Unmöglich, Mutter. Meine Gegenwart würde auf deren Nerven einen solchen Eindruck machen, daß sie nicht einmal im Stande wäre, mit mir nur ein Wort zu sprechen."

„Aber ich begreife Sie nicht. Sie wollen also absolut nichts versuchen? Wagen Sie es einmal, kühn mit ihr zu sprechen, und Sie werden sehen!"

„Ich habe diesen Morgen offen und muthig mit ihr gesprochen. Sie that sich Gewalt an, das arme Schlachtopfer des unüberwindlichen Widerwillens gegen mich! — Sie zeigte sich gut und freundlich; sie ist sogar in dem Gewächshause mit mir gewesen und erfreute sich an den Blumen."

„Ah, das ist mir lieb. Es ist ein unfehlbares Zeichen, daß sie der Genesung entgegengeht."

„Nein, es war ein betrüglicher Schein. Bald war es mit ihren Kräften zu Ende. Meine Gegenwart mußte die gewöhnliche Wirkung auf sie hervorbringen. Der feindselige Nervenkrampf brach ihren Willen und meine Bezauberung; sie entfloh mir mit einem Zeichen des Abscheu's und schloß sich in ihrem Zimmer ein."

„Und Sie sind ihr nicht dahin gefolgt?"

„O nein, Mutter."

„Sie müssen gegen deren Uebel kämpfen und anhalten und ihr keine Zeit vergönnen, in ihre düstern Gedanken sich wieder zu versenken."

„Vergebens! Vergebens! Es ist aus, alle Hoffnung ist erstorben in mir . . . . Warum? Das mag, das kann ich ihrer Mutter nicht sagen; aber ich bin überzeugt, daß es eine strafbare Grausamkeit wäre, ihr noch durch eitle Versuche Leiden zu verursachen."

„Nichts als krankhafte Einbildung!" rief Mutter Minnens ungeduldig. „Ich gehe zu meiner Tochter. Was Sie nicht zu unternehmen wagten, werde ich in Ausführung bringen, ich hoffe es wenigstens. Suchen Sie sich inzwischen ein wenig zu fassen, Valentin, und verwischen Sie die Spuren Ihrer Thränen, denn solchen Kranken muß man nur mit lachendem Angesicht nahe kommen. Halten Sie sich bereit, zu Helena zu gehen; sie selbst wird sie wahrscheinlich rufen."

Valentin sah Frau Minnens das Zimmer verlassen, erhob die Augen zum Himmel und murmelte klagend:

„Arme Mutter! Sie ist gleichfalls in einer süßen, aber trügerischen Hoffnung befangen! O, der heisere, der hohle Husten . . . die Stimme des Todes, aus ihren Lungen aufsteigend!"

Frau Minnens schritt hastig durch den Gang und durch zwei Zimmer und trat endlich in den Saal, wo ihre Tochter unter dem Fenster in einem Lehnstuhl saß.

„Guten Tag, mein Kind!“ rief sie schon von Ferne. „Du wirst erfreut sein, mich zu sehen; denn es ist schon einige Zeit her, daß ich nicht mehr in das Schlößchen gekommen bin.“

Sobald Helena die Stimme ihrer Mutter erkannte, stand sie auf, ging ihr entgegen und umarmte sie.

„Ich danke Dir, liebe Mutter, für deinen freundlichen Besuch,“ sagte sie. „Ich wartete vom Morgen bis zum Abend, ob ich Dich nicht kommen hörte; aber ach, wie oft habe ich mich schmerzlich getäuscht! Man kam, man kam zu oft, aber Du bist es nicht gewesen, Mutter!“

„Und wie geht es mit der Gesundheit, Helena? Man sagte mir da im Hofe, daß Du seit einigen Tagen dich viel besser zu befinden scheinest. Diese Kunde machte mich glücklich. Hat man mich getäuscht, daß Du so bedrückt aussiehst?

„Nein, Mutter; ich fühlte mich wirklich seit einigen Tagen ein wenig stärker und leichter im Gemüth; aber es kann mir nichts helfen. Es ist unerklärlich, es ist verhängnißvoll: wenn ich seine Stimme höre, wenn ich seine funkelnden Augen auf mich gerichtet sehe, . . . es ist, als bräche dann ein Sturm in meinem Innersten los und als wollte mir das Blut vor geheimen Schrecken in den Adern gerinnen . . .“

„Nun, Helena,“ sagte Frau Minnens, indem sie ihre Tochter zu dem Stuhl führte, „laß uns niedersitzen und antworte mir freimüthig. Es wird so unerklärlich nicht sein, wie Du meinst. Dein Vater hat mich mit einem besondern Auftrage zu Dir gesandt, welchen ich zu erfüllen versprochen habe. Ich bitte Dich, suche nicht durch Klagen oder Seufzen meinen Ermahnungen Dich zu entziehen; denn ich werde nicht zurückweichen, selbst nicht vor Thränen.“

Sie faßte ihre Hand und sagte:

„Helena, Du bist verheirathet. Anstatt deine Pflichten als Gattin zu erfüllen, so wie Du es vor Gottes Altar feierlich gelobt hast, machst Du den armen Valentin unglücklich, so unglück-

lich, daß seine schwarzen Haare ergraut sind, wie bei einem alten Mann. . . . Fange nicht zu weinen an, Helena. Das soll mich nicht abhalten, Dir die Wahrheit ganz zu sagen. Valentin ist der Edelmuth selber; die übermäßige Herzensgüte macht ihn vielleicht schwach, aber ein Mann kann nicht mehr Geduld und Selbstaufopferung zeigen. Er wird krank und altert vor Kummer, weil er Dich leiden sieht; und Du hegst zum Lohn dafür einen unüberwindlichen Haß gegen ihn. Und Du glaubst, daß Gott für eine so grausame Ungerechtigkeit nicht dort oben von Dir Rechenschaft fordern werde?"

„Mutter, Mutter, sei still," stammelte Helena, „ich hasse ihn nicht!"

„Du hassest ihn nicht?" wiederholte Frau Minnens verwundert. „Und dein Betragen gegen ihn und all dein Thun seit deiner Heirath, zeugt das nicht für ein so strafbares Gefühl?"

„Es ist möglich; ich glaubte gleichfalls, daß ich ihn hasse . . . aber nein, seit einer Woche ist ein Lichtstrahl mir ins Herz gefallen; was mich in seiner Gegenwart zittern macht, was mich vor ihm in die Flucht treibt, ist ein Gefühl unüberwindlichen Schreckens. Der Grund dieser Furcht? Erräthst Du ihn nicht, Mutter, den angsterweckenden Grund, welchen mein Mund nicht offenbaren kann?"

„Das sind alberne Gedanken, Helena, Du mußt sie vertreiben."

„Und überdieß, Mutter, ist Valentin nicht das Werkzeug gewesen zu dem unmenschlichen Zwang, welchen der Vater gegen mich ausüben zu dürfen geglaubt hat?"

„Ach, Helena, Du weißt wohl, daß Valentin es allein that, um Dich vor einem unglücklichen Leben zu bewahren."

„Ja, ich weiß wenigstens, daß Du, Mutter, und vielleicht Herr Stoop selbst es so glaubte; aber, Mutter, Gott hat mich geschaffen, um zu geben, freiwillig zu geben, Alles wegzuschenken, um Andern Vergnügen zu machen oder Trost zu bringen. Jede Gewalt regt die mir angeborne Gemüthsart zum Widerstand auf, jede Tyrannei muß mich zermalmen. Urtheile dabei, wie meine Seele verletzt und erbittert sein mußte, als man die größte Ge-

walt gegen mich anwandte, welche man einem menschlichen, einem weiblichen Wesen auf Erden anthun konnte. Ich habe lang geglaubt, daß Groll das einzige Gefühl wäre, das mich so unbegreiflich vor ihm zurückschrecken macht . . . . denn, sei versichert, Mutter, ich hasse ihn nicht. Seine engelgleiche Güte, seine Geduld, die tausend Mittel, welche er versucht und gebraucht, um mir angenehm zu sein, das Alles läßt mich nicht gefühllos. . . . Ach, wenn er krank würde durch meine Schuld! . . . . Seine Haare sind grau geworden, o mein Gott! Und ich bin ihm dankbar und möchte ihn trösten, ihn um Verzeihung bitten und ihm Muth einflößen . . . aber, aber, es liegt zwischen ihm und mir ein Hinderniß, dessen bloßer Gedanke mir das Entsetzen durch die Adern jagt und meine Nerven in stürmische Bewegung bringt. . . . Sieh, Mutter, wie ich zittere!"

„Bleibe muthig, Helena," sagte Frau Minnens, indem sie ihrer Tochter freudig die Hand drückte. „O was für gute Worte hast Du da gesprochen! Hätte der arme Valentin Dich hören können, er wäre ohne Zweifel zu deinen Füßen niedergesunken, um Dir knieend zu danken und Dich zu segnen!"

„Und dieß wäre genug, um mich mit Schrecken zu erfüllen und mir einen tödtlichen Nervenanfall zuzuziehen," seufzte Helena.

„Wüßte ich es nicht besser, ich würde denken, Helena, daß es mit deinem Verstand nicht ganz richtig ist," entgegnete Frau Minnens verweisend. „Dankbarkeit und Freundschaft erschrecken Dich? Was verlangst Du denn von ihm? Feindschaft, barsches Wesen, Haß?"

„Freundschaft, sagst Du, Mutter? O, könnte er nur mein Freund sein!"

„Dein Freund? Nun', er liebt Dich wie das Licht seiner Augen."

„Ich weiß es, Mutter, und das ist der Abgrund, der mich von ihm scheidet."

„Das sind nichts als krankhafte Gedanken, mein Kind; schlage Dir solche unsinnige Träumereien aus dem Sinn. Eine Gattin, welche wünscht, daß ihr Mann sie nicht liebe, was soll eine solche Albernheit bedeuten?"

„Ach, Mutter, Du willst mich nicht verstehen.“

„Komm, Helena, fasse einen guten Entschluß. Du bist nunmehr in einer günstigen Stimmung; gehe mit mir zu Valentin und wiederhole ihm, was Du mir da gesagt hast: nichts weiter, und er wird frohlocken vor Glück und Dankbarkeit.“

Sie war aufgestanden und wollte den Arm ihrer Tochter fassen, um sie aus dem Saal zu führen; aber Helena widerstand ihr und sagte:

„Nein, Mutter, laß ab, ich bitte Dich. Du wünschtest eine Erklärung meines Betragens gegen ihn zu erhalten. Warum willst Du denn diese Erklärung weder hören noch begreifen?“

„Nun sprich, mein Kind!“

„Mutter, die Freundschaft ist glücklich mit einem liebevollen Wort, und sie verlangt nichts weiter. Aber die Liebe, wo ist die Grenze ihrer Förderungen?“

„Ich verstehe Dich schon lang, Helena; aber das ist eine Kinderei, worauf ich nicht Acht geben mag. Du bist verheirathet und hast Pflichten zu erfüllen. — Da Du dich weigerst, mir zu Valentin zu folgen, so gehe ich hin und will ihm sagen, daß Du ihn ersuchest, zu Dir zu kommen.“

„O, verschone mich, Mutter, ich bitte Dich! Ich verspreche Dir jedoch, daß ich endlich meinen Schrecken überwinden werde; aber laß mir ein wenig Zeit!“

„Nein, nein,“ rief Frau Minnens lachend, „man muß das Eisen schmieden, so lange es warm ist. Gib Dir selbst nicht nach, Helena; es macht Dich schwach und unentschlossen. Laß mich machen. Ehe ich heimkehre, soll Alles abgethan sein, und ich werde deinem Vater zu seiner großen Freude melden können, daß ihr, Du und Valentin, die glücklichsten Menschen von der Welt geworden seid!“

Helena sprang ihrer Mutter an den Hals und suchte sie zurückzuhalten.

„Habe Mitleid, sei barmherzig!“ flehte sie. „Da sieh, wie meine Nerven wieder zu toben beginnen. Morgen, morgen!“

„Nein, heute, mein Kind!“ antwortete Frau Minnens; „ich will mit guter Botschaft nach Hause zurückkehren. Ehe eine halbe

Stunde vorüber ist, lieget ihr einander in den Armen und wechselt den Kuß der endgültigen Versöhnung."

Und sie machte mit einer gewissen Gewalt Helena's Hand von ihrer Schulter los und lief nach der Thüre.

„Mutter, Mutter, Du bringst mir den Tod!" rief die Kranke ihr nach. „O, mein Gott, vergebens! vergebens!"

Und die zitternde Helena entfloh durch eine Seitenthüre aus dem Saale.

Viele Thüren hörte man noch hinter ihr mit fieberischer Kraft zuschlagen, und dann wurde es wieder still und öde, wie wenn keine Seele das einsame Schloß bewohnte.

XVI.

Es war sehr früh am Morgen. Wohl mußte die Sonne schon seit einer halben Stunde aufgegangen sein; aber das schwache Tageslicht zeigte, daß sie sich noch nicht über den nächtlichen Nebel erhoben hatte.

Valentin saß in seinem Zimmer im Schlosse, an einem Tische, der mit Schreibbüchern und Papieren beladen war. Vor ihm stand eine erloschene Lampe, welche vermuthen ließ, daß er einen Theil der Nacht gewacht hatte.

Das Gemach war ohne Zweifel sein Arbeitszimmer: die rechte Seite der Wand war unter den Fächern einer Büchersammlung verborgen; an der andern befand sich ein hoher Schreibtisch mit Pult und am Fuße desselben eine schwere eiserne Geldkasse. Etwas weiter in einer Ecke lag ein ziemlich großes Felleisen, auf welchem man einen dicken Winterrock und einen Regenschirm in seinem Lederfutteral mit Riemen befestigt hatte.

Noch eine Zeit lang blieb Valentin emsig bei seiner Arbeit. Er hatte mancherlei Papiere mit ganz besonderen Schriftzügen vor sich auf dem Tische ausgebreitet, je einzeln in kleinen Häufchen. Es waren Aktien oder Staatsobligationen neben einigen Banknoten, und er war ohne Zweifel beschäftigt, einen Sorten-

zettel darüber zu fertigen, indem er die Reihenfolge der Nummern und den Werth von jedem Stück in eine Liste eintrug.

Endlich berechnete er den Gesammtbetrag vom Ganzen, setzte denselben unter die Liste, raffte die Papiere zusammen, schloß sie in ein Paket ein und murmelte:

„Auf diese Weise wird sie bei dem ersten Blick eine vollständige Kenntniß von dem Stand ihrer Angelegenheiten haben. Es wird ihr alle Mühe ersparen.“

Er stand auf, nahm das Paket Werthpapiere, trat zu der Kasse, öffnete sie und legte die Papiere sorgfältig in eine der Ecken. Dann griff er nach vier oder fünf Banknoten, auf deren jeder die Ziffer 1000 groß gedruckt stand, und wollte dieselben in eine lederne Brieftasche stecken, welche er zu diesem Zweck aus seiner Tasche zog. Doch hielt er eine Weile bewegungslos an, um zu überlegen.

Indem er mißbilligend den Kopf schüttelte, ließ er zwei der Banknoten wieder in die Kasse fallen, und nach einigem Zögern folgte noch eine dritte.

„Zweitausend Francs,“ sagte er bei sich selbst, „sind genug . . . es muß für mich ausreichen. Was ich mehr nähme, könnte ihr mangeln, und wer weiß, könnte sie zwingen, sich irgend ein Vergnügen zu versagen.“

Er gedachte die Kasse zu schließen, aber noch hielt ein Gegenstand darin seinen Blick eine Weile gefesselt. Jetzt nahm er ein zusammengelegtes Blatt Papier heraus, entfaltete dasselbe und betrachtete es mit steigender Betrübniß, legte dann Alles wieder auf seinen ersten Platz, schloß die Kasse, steckte den Schlüssel in seine Tasche und setzte sich sofort, den Kopf auf die Hand stützend, am Tische nieder.

„Abreisen!“ seufzte er, „ohne Lebewohl! Sie nie mehr zu sehen, todt sein für sie und todt sein für alle Hoffnung! Meine arme Seele empört sich gegen den Gedanken dieser ewigen Trennung; aber die Zeit der Schwäche ist vorüber: ich werde wenigstens den Muth haben zu diesem letzten, aber höchsten Opfer. Arme Helena, sie thut sich selbst Gewalt an, um ihren Abscheu vor mir zu verbergen. Gestern Abend noch, als ihre Mutter

abgezogen war, hat sie mich um Verzeihung gebeten und mir glaublich zu machen gesucht, daß ihre Nervenkrankheit im Abnehmen sei. Wie freundlich zeigte sie sich! Aber dieser erschreckende Husten! Zehnmal hat er mir diese Nacht Angst und Schauder erregt. Nein, nein, es bleibt nur noch eine Hoffnung, eine Möglichkeit der Genesung, und dieß kann nur in der absoluten völligen Vernichtung der Ursache ihres Leidens bestehen. Das Band, das sie zu Tode drückt, muß zerrissen werden; ihr Auge darf demjenigen nicht mehr begegnen, in welchem sie ihrer krankhaften Aufregung zufolge nur einen grausamen Tyrannen zu sehen wähnt. Das Gefühl ihrer Erlösung und ihrer Freiheit wird ihre Brust erweitern und ihrem Geist eine wohlthätige Beruhigung verschaffen. Hat Gott Mitleiden mit ihr und läßt das arme Lamm genesen, so wird sie noch friedsam und glücklich leben können. Hat das entsetzliche Uebel zu tief in ihren Lungen Wurzel gefaßt, und muß sie . . . muß sie sterben, dann werden wenigstens die wenigen ihr noch übrig bleibenden Tage heiter und ruhig sein."

Eine Thräne perlte in seinen Augen; aber er wischte sie hinweg, bezwang seinen Schmerz mit Gewalt und folgte wieder dem Zug seiner Ueberlegungen.

„Die entfernten Vettern könnten sie vielleicht in dem freien Besitz ihrer Güter stören. Das Gesetz glaubt über der Hinterlassenschaft der Abwesenden wachen zu müssen. Und da ich todt sein werde für diese Welt? dieses Testament, das ich zu ihren Gunsten abfaßte, wird sie vor allen Belästigungen schützen ..... Amerika ist so groß; man kann dort tausend Meilen landeinwärts noch civilisirte Menschen finden. Ich will Schulmeister werden; saures Brod vielleicht essen und trauern fern von dem theuren Vaterlande; aber der Gedanke, daß ich für sie leide, wird mich stützen und trösten. O, wenn der barmherzige Himmel sie wider alles Erwarten genesen ließe. Ich würde dann Helena gerettet, von der schrecklichen Auszehrung gerettet haben! ..... Sie auf immer verlassen, sie nie mehr zu sehen! Aber welche Hoffnung zum Lohn!"

Der Schlag der Uhr auf dem Kamingesimse erklang durch das Zimmer.

„Sieben Uhr,“ murmelte Valentin. „Sie kann noch nicht unten sein. Noch eine ganze Stunde warten! ..... Wenn ich nur meine Aufregung verbergen kann; wenn der Ton meiner Stimme und mein Zögern nur die Angst nicht verräth, welche mir bei dem grausamen Abschied das Herz zerreißen wird; aber ich werde mich stark halten. Es ist nichts zu machen: das unerbittliche Geschick fordert das schmerzliche Opfer.“

Er beugte den Kopf tiefer und versank völlig in peinliche Träumereien.

Lang hatte er sich nicht von der Stelle gerührt, als er überrascht und mit einer Anwandlung von Schrecken auffuhr .....

Seine Frau war in das Zimmer getreten, in das Zimmer, wohin sie seit ihrer Verheirathung noch nie den Fuß gesetzt hatte. Jetzt stand sie da mit einem stillen Lächeln auf den Lippen und sagte zu ihrem bestürzten Gatten:

„Sie sind verwundert, Valentin, mich so früh zu sehen, nicht wahr? Ich habe schon vor Tagesanbruch gehört, daß Sie aufgestanden waren; und nun es Tag geworden, konnte ich keine Ruhe mehr finden, bevor ich mich mit eigenen Augen überzeugte, daß meine Furcht ungegründet wäre.“

„Ich danke Dir für deine Güte, Helena,“ murmelte Valentin. „Du bist mit Unrecht wegen meiner Gesundheit bekümmert gewesen. Bin ich ein bischen frühe aufgestanden, so geschah es nur, weil gewisse traurige Betrachtungen meinen Schlaf gegen den Morgen störten. Ich habe ein paar Stunden mit Lesen zugebracht.“

Helena nahm einen Stuhl und setzte sich nieder, während sie in sehr freundlichem Tone sagte:

„Sie erlauben doch, Valentin, nicht wahr, daß ich hier ein wenig ausruhe? Sie verlangen nicht, daß ich das Zimmer verlasse? Meine Gegenwart genirt Sie nicht?“

„O mein Gott, Helena, wie ist es möglich, daß Du so mit mir sprichst!“ rief Valentin mit Thränen der Rührung in den

Augen. „Dich zu sehen, Dich nur zu sehen, ist für mich das höchste Glück!“

„Sie haben viel geschrieben, diese Nacht, Valentin,“ bemerkte sie, ohne auf seinen Ausruf zu antworten.

„Geschrieben? Nein.“

„Und doch die Tintenflecken an Ihren Fingern?“

„Ach ja, in der That,“ stammelte er, „ich habe einige Notizen in unser Pachtbuch eingetragen. Es ist mir aus dem Sinn gekommen.“

„Sie haben viel Kummer, ich verursache Ihnen Leiden, Valentin, nicht wahr?“ fuhr sie fort. „Ich bitte, vergeben Sie mir. Die grausame, die geheimnißvolle Krankheit meiner Nerven hat mich ungerecht gegen Sie gemacht; aber ich wiederhole Ihnen noch einmal, was ich gestern sagte: ich fühle mich viel besser; es hat sich bei mir die Ueberzeugung gebildet, daß ich früher oder später wieder völlig genesen werde. Haben Sie noch Geduld, mein Freund. Ich will mir Gewalt anthun, um meine Nerven zu bezwingen; ist mir dieß einmal völlig gelungen, so werde ich mich bemühen, Ihre wunderbare Güte gegen mich anzuerkennen; und ist es mir möglich, will ich Sie den Kummer, welchen ich Ihnen angethan habe, vergessen machen. Jetzt noch nicht; meine Kräfte reichen nicht aus; meine Nerven erheischen noch Ruhe und Vorsicht; aber später, später ..... ich hoffe es wenigstens; und Sie, Valentin, ich bitte, hoffen Sie mit mir.“

Während seine Gattin sich also mit stiller aber ungeheuchelter Freundlichkeit gegen ihn äußerte, betrachtete sie Valentin wahrhaft bestürzt und seiner freudigen Erregung fast unterliegend. Sollte er abreisen? Helena verlassen, jetzt da sie durch ihre Vorhersagungen den Himmel vor seinen Augen eröffnete? Verzichten auf das glückliche Leben, welches sie ihm verhieß? Aber sein Gesicht verdüsterte sich bald unter einem ernüchternden Gedanken. War es nicht solchen Kranken eigenthümlich, aus der Niedergeschlagenheit sich aufzurichten und die Zukunft immer mehr unter glänzenden Farben zu betrachten, je mehr das tödtliche Uebel sich seinem verhängnißvollen Ende näherte? — Und dennoch, wenn er sich irrte? Wenn Helena wirklich noch genesen konnte, ohne

daß er ihr ein ewiges Lebewohl zu sagen brauchte? Konnte er nicht seinen Abgang um etliche Tage verschieben? Warum mußte er gerade an dem heutigen die peinliche Reise unternehmen?

Alle diese Gedanken flogen mit Blitzesschnelle dem armen Valentin durch den Kopf, bewegt und entzückt, wie er durch die süßen Worte seiner Frau war. Er zögerte in seinem Vorhaben und wußte nichts als mit einigen abgebrochenen Danksagungen zu antworten.

„Glauben Sie mir, Valentin," fuhr Helena fort, „es ist mein ernstlicher Wunsch, Ihnen fortan keinen Verdruß mehr anzuthun. Im Gegentheil, wenn meine Kräfte es mir erlauben, werde ich alles versuchen, was Ihnen angenehm sein oder von meinem guten Willen Zeugniß geben kann. Ich werde diesen Morgen in das Gewächshaus gehen. Nicht auf lange; aber ich werde wieder dahin gehen. Sie zeigen mir die Blumen, nicht wahr? Mit Ruhe, ohne Aufgeregtheit, noch einige Zeit wenigstens. Sobald ich allmälig stärker und stärker geworden, und wenn der holde Mai draußen alles wieder ins Leben zurückruft, wollen wir zusammen in dem Park und auf dem Felde spazieren gehen. Meine Mutter hat Recht; der Mensch muß sich aufraffen und gegen verirrte Gedanken ankämpfen, besonders wenn diese ihn undankbar und seiner Pflichten uneingedenk machen."

Valentin, beinahe außer sich vor Rührung, erhob die Hände zum Himmel und wollte ein feuriges Dankgebet zu demselben richten; aber plötzlich fielen ihm die Arme wie gelähmt am Körper herunter, und er betrachtete zitternd und erbleichend seine Frau, welche wieder zu husten anfing, als wäre ihr etwas in die Kehle gerathen.

Dieser Husten dauerte nicht lang, aber er war trocken und hohl, als stiege er aus angegriffenen Lungen empor.

Helena bemerkte, welchen schmerzlichen Eindruck ihr Husten auf ihren Gatten gemacht hatte. Mit einem beruhigenden Lächeln sagte sie:

„Armer Valentin, so sehr erschreckt es Sie, mich krank zu sehen, daß der geringste Schein einer Verschlimmerung in meinem Uebel Sie unglücklich machte. Sie betrüben sich dießmal mit Un-

recht. Ich bin vorgestern Abend lang vor meinem offenen Fenster gesessen und habe mir eine Erkältung zugezogen. Was hat das zu bedeuten? Es wird bereits wieder besser; in einigen Tagen ist keine Spur davon mehr übrig."

„O, ich beschwöre Dich, Helena," seufzte Valentin flehend, sei doch vorsichtig! Wenn man schwach und krank ist, wie Du, so darf man sich der kalten Luft nicht aussetzen."

Er schüttelte den Kopf in schmerzlichem Nachdenken und sagte plötzlich in ganz verändertem Ton:

„Helena, siehst Du da das gerichtete Felleisen? Ich wartete, bis Du aufgestanden wärest, um Dir zu sagen, daß ich hin und wieder nach Ostende zu gehen wünsche."

„Nach Ostende?" wiederholte sie verwundert, „nach Ostende, in dieser Jahreszeit?"

„Du weißt wohl, Helena, daß mein einziger Freund, der gute und getreue Genosse meiner Jugend, in jener Stadt lebt. Gestern Abend, als ich in den Rothen Löwen gegangen war, um mit dem Wirth über den Pacht unserer Weide zu sprechen, fand ich daselbst einen reisenden Kaufmann, der mir die betrübende Nachricht mittheilte, daß mein armer Freund sehr krank ist und seit zwei Wochen zu Bette liegt. Diese Kunde hat mich nicht schlafen lassen, und ich habe beschlossen, nach Ostende zu reisen, wenigstens wenn Du, Helena, mein Vorhaben nicht mißbilligst. Meinen einzigen Freund krank, vielleicht tödtlich krank zu wissen, und ihn nicht zu besuchen, das wäre sehr grausam."

„Gewiß, gewiß, Sie müssen nach Ostende," sagte sie. „Die Pflichten des Herzens, die Pflichten der Freundschaft müssen uns heilig sein. Wann gedenken Sie abzureisen?"

„Sobald als möglich. Mit der Diligence, welche um neun Uhr durch das Dorf kommt. Sonst würde ich den Eisenbahnzug verfehlen."

„Der Diligence, Valentin? Nehmen Sie unsern Wagen; der wird Sie mit Windesschnelligkeit nach Kortryk bringen, und Sie haben nicht von dem heftigen Schütteln zu leiden."

„Nein, ich ziehe die Diligence vor."

„Warum? die Pferde stehen seit Monaten im Stall; dieses Laufen wird denselben nur gut thun.“

„Aber wenn Du, Helena, während meiner Abwesenheit einmal ausfahren wolltest?“

„Ich? O, meine Nerven können das noch nicht ertragen. — Werden Sie denn lange wegbleiben, Valentin?“

„Ich weiß es nicht. Du begreifst, Helena, daß ein kranker Freund ...... vielleicht wird meine Gegenwart ihn trösten und ihm Muth einflößen. Wenn er mich bäte, einige Tage bei ihm zu bleiben ......“

„Dann müssen Sie seinen Wunsch erfüllen, so lang es ihm nützlich und angenehm sein kann. Aber Sie nehmen unsere Kutsche, nicht wahr?“

„Das heißt, ich möchte lieber .....“

Helena stand auf und zog an einer Klingelschnur, welche in der Ecke des Zimmers hing.

„Was willst Du thun?“ fragte Valentin.

„Nichts. Ich mag Sie nicht in der alten Diligence abreisen lassen.“

Es erschien ein Diener in der Thüre.

„Jan, spanne die Kutsche ein,“ befahl sie. „In einer Viertelstunde muß sie vor der Thüre bereit stehen, um nach Kortryk zu fahren.“

Der Diener verschwand.

„Nein, nein, keine Bemerkungen weiter. So ist es recht,“ sagte sie zu ihrem Gatten. „Ihre Reise, Valentin, freut mich; — ich habe seit gestern Abend selbst mir vorgenommen, Sie nicht nur zu einem solchen Ausflug, sondern zu einer längeren Reise anzutreiben.“

„Was willst Du damit sagen? Ich begreife es nicht,“ murmelte Valentin überrascht, als besorgte er, seine Frau hätte sein geheimes Vorhaben errathen.

„Sehen Sie wohl, Valentin, seit einigen Tagen ist es in meinem Geiste heller geworden, und das hat mir möglich gemacht, die Stimme meines Gewissens zu hören. Seit so vielen Monaten schleppen Sie Ihr Leben traurig und einsam an der Seite einer kranken Frau, welche Ihnen für Ihre edelmüthige Besorgtheit

schlecht lohnte, traurig und einsam dahin. Noch fühlt sie die Macht nicht in sich, Ihnen allen Verdruß zu ersparen, ... aber es wird kommen, mit der Zeit, in kurzer Zeit vielleicht. Ich habe gedacht, daß Sie inzwischen auf Reisen gehen sollten, nach Paris, in die Schweiz, nach Italien, um sich zu zerstreuen und in der schönen Natur des Südens zu ergötzen. Sie würden im Genuß der Wunder dieser begünstigten Landstriche den erlittenen Schmerz vergessen; und ich würde wahrscheinlich bei Ihrer Rückkehr so weit hergestellt sein, um Ihnen die Freundin, die ergebene Gattin zu geben, an welcher es leider bis jetzt Ihnen ...... Ihnen ...... gefehlt hat. Ich huste: achten Sie nicht darauf, Valentin. Die Erkältung ist vielleicht stärker, als ich glaubte, aber seien Sie deßhalb unbesorgt ...... Nun, wenn Sie meinen Rath befolgten? Eine Reise nach Italien, dem Lande der Künste? Und Sie, ein Kenner und Liebhaber der Blumen, welches Vergnügen würde es Ihnen machen, dort draußen auf der Flur als freie Naturkinder die Pflanzen wachsen zu sehen, welche wir hier unter Glas aufziehen und pflegen müssen?"

Wirklich war Valentin von Zweifeln ergriffen und in seinem Vorhaben so wankend geworden, daß er sich geneigt fühlte, von seiner Reise nach Ostende ganz abzustehen; aber der angsterweckende Husten seiner Gattin hatte ihn wieder zu seinem ersten Beschluß zurückgeführt. Er zögerte indessen noch, und wußte nicht, was er antworten sollte.

Der Knecht klopfte an die Thüre und kündigte an, daß der Wagen bereit stände. Helena ließ ihn hereinkommen, und gebot ihm, das Reisefelleisen seines Herrn hinunterzutragen.

„Nun, Valentin," sprach sie, „ist Alles fertig. Man darf die Ausführung eines guten Vorsatzes nicht aufschieben. Kommen Sie, ich will Sie abreisen sehen, in der Hoffnung, daß dieser Ausflug Ihnen gut thun werde."

Sie verließ, gefolgt von ihrem Gatten, das Zimmer. Unterwegs begann dieser:

„Aber, Helena, es ist nicht so absolut nöthig, daß ich heute noch abreise. Mein Freund ist nicht in Lebensgefahr. Morgen, übermorgen wäre es noch Zeit genug."

„Ach, mein guter Valentin," antwortete sie, ohne sich umzuwenden, „der Kummer hat Sie gleichfalls schwach gemacht. Die lange Betrübniß, sehen Sie, vernichtet den Muth und die Willenskraft der Menschen und läßt sie in eine unbegreifliche Unentschlossenheit verfallen. Ich empfinde das genug an mir selbst. Was ich als meine Pflicht erkenne, was ich zu thun wünsche, weil ich weiß, daß es gut ist, vermag ich nicht, jetzt noch nicht; aber ich bin eine Frau und bin krank. Sie, Valentin, sind ein Mann, und Ihre Nerven sind nicht krank. Sie dürfen in Ihren Beschlüssen nicht so wankend sein. Ihr einziger Freund liegt krank darnieder . . . . . Stürbe er, ohne daß Sie ihn noch einmal gesehen hätten, würden Sie es nicht bitter, nicht zu spät betrauern?"

„Wirklich, wirklich," murmelte Valentin, „es gibt Umstände, wo die mindeste Zögerung eine verhängnißvolle Feigheit werden kann. Man muß sich vor der Pflicht beugen, so peinlich auch diese Unterwerfung sein mag."

Unten auf der Hausflur, das Auge auf die Kutsche gerichtet, welche vor der Thüre stand, sagte Helena noch:

„Unterhalten Sie sich gut, Valentin, versuchen Sie es wenigstens, wenn Ihr Freund nicht allzu krank ist; und überlegen Sie sich mittlerweile Ihre Reise nach der Schweiz und nach Italien ein wenig. Auf alle Fälle wollen wir, wenn Sie von Ostende zurückkommen, davon noch weiter reden, und ich werde Sie überzeugen, daß noch kein glücklicherer und heilsamerer Gedanke in meinem Geiste aufgestiegen ist . . . . . . Nun glückliche Reise, Valentin. Sie scheinen unentschlossen? Haben Sie mir vielleicht die Wahrheit verborgen? Fürchten Sie, daß Ihr Freund . . . . . . Die Thräne in Ihren Augen!"

„Ich fürchte . . . . . . ich fürchte, ach, ich weiß nicht was . . . . . aber Du hast Recht, Helena, ich bin ein Mann und würde . . . . . . würde er sterben, weil es mir an dem nöthigen Muth gebrach . . . . ."

Er fuhr sich mit der Hand über die Stirne, als wollte er der Düsterheit seines Geistes sich entschlagen, steckte die Hand in

die Tasche, zog einen Schlüssel hervor und sagte mit verstellter Ueberraschung:

„Ach, ich vergaß Dir den Schlüssel von der Geldkasse zu übergeben.“

„Ich brauche ihn nicht,“ entgegnete sie, ihren Mann mit seltsamer Aufmerksamkeit betrachtend.

„Ja wohl, Helena; zu Ende der Woche kommt der Müller, um das Geld für den Acker zu holen, welchen er an uns verkauft hat. Wäre ich nicht zurückgekehrt, so bezahle ihn und laß ihn die Quittung unterschreiben, welche Du in der Kasse gerichtet finden wirst. Bei dieser Quittung liegen noch zwei weitere Papiere, welche ich Dich ersuche aufmerksam zu lesen, ehe der Müller kommen muß. Es ist durchaus nothwendig, daß Du von dem Inhalt der Papiere Kenntniß hast, ehe Du mit dem Müller über die Sache sprechen kannst. Du wirst sie lesen, Du wirst sie lesen, Helena, nicht wahr?“

„Warum fürchten Sie, ich werde versäumen, Ihr Begehren zu erfüllen?“ fragte Helena, verwundert und bekümmert über sein Andrängen, aber noch mehr über seine unbegreifliche Aufregung. — Seine Stimme hatte einen dumpfen Klang, seine Lippen bebten und sein Gesicht war ungemein bleich.

Er fühlte, daß er sich verrathen, und daß ihm der letzte Funke von Muth ausgehen würde. Die Hand seiner Gattin mit seinen beiden Händen fassend, sagte er in fieberischer Hast:

„Lebe wohl, Helena, lebe wohl! Wache über deine Gesundheit . . . . . . und denke zuweilen an den armen, unglücklichen Valentin!“

Ehe er diese Worte ganz ausgesprochen, war er in den Wagen gesprungen und hatte in kurzem und befehlendem Ton dem Knechte zugerufen:

„Vorwärts!“

Die Pferde, von der Peitsche getroffen, hatten sich in Lauf gesetzt; in einem Augenblicke war die Kutsche außerhalb des Schlosses und fern in der Lindenallee.

Helena blieb lang traurig und nachdenklich stehen, das Auge auf das Thor gerichtet, unter welchem die Kutsche verschwunden war.

„Denke zuweilen an den armen, unglücklichen Valentin!“ murmelte sie. „Als er diese Worte aussprach, war es, als ob ein Gefühl peinlicher Angst ihn erstickte! Was fürchtet er? Daß meine Krankheit sich während seiner Abwesenheit verschlimmere?“

Mit trägem Schritt in das Schloß zurückkehrend, setzte sie ihre Betrachtungen folgendermaßen fort:

„Unglücklich ist er gewiß, ich habe ihn unglücklich gemacht; aber ich will ihm das Leid vergüten, welches ich ihm angethan habe. Gott wird mir die Kraft dazu verleihen, ich fühle es wohl. Es ist sonderbar, ich habe in seiner Gegenwart nicht die geringste Nervenerregung gefühlt. Im Gegentheile, wäre er nicht auf Besuch zu seinem kranken Freund gegangen, mich dünkt, ich hätte den ganzen Morgen mit Freude an seiner Seite zugebracht ..... Er war auch kalt und ruhig ..... Die Reise nach Ostende, wenn sein Freund nicht gefährlich krank ist, wird ihm gut thun; bei seiner Rückkehr will ich mich heiter und liebevoll zeigen.“

Sie war in den untern Saal getreten und setzte sich am Fenster nieder, auf dem Stuhle, wo sie seit ihrer Heirath so viele Tage in hoffnungslosen Träumereien zugebracht hatte. Aber ihr Geist war von kummervollen Gedanken heimgesucht; denn sie stand fast in demselben Momente wieder auf und murmelte zweifelnd:

„Denke zuweilen an den armen Valentin? Eine seltsame Furcht quält mich. Warum drang er zu wiederholten Malen darauf, daß ich die Papiere in der Kasse lesen sollte? Der Ton seiner Stimme war so ungewöhnlich. Er schien mich anzuflehen, dieses Lesen nicht zu versäumen. Was enthalten diese Papiere? Aufklärungen über den Kauf von des Müllers Acker? Welche Aufklärungen? Ich weiß nicht, es steckt etwas dahinter, das mich bekümmert, mit Unrecht sicherlich, aber gleichwohl habe ich keine Ruhe, ehe ich weiß, was Valentin sagen wollte.“

Unter diesen Worten war sie hinaufgestiegen und trat nun in das Zimmer ihres Mannes. Sie steckte den Schlüssel in die Kasse, öffnete dieselbe und bemerkte über einigen Paketen zwei zusammengefaltete Papiere, welche auf solche Art dahin gelegt worden zu sein schienen, daß sie ihre Aufmerksamkeit erregen mußten.

Sie ergriff das erste Papier, das eine bläuliche Färbung

hatte und ein Brief zu sein schien, und schlug es aus einander.

Eine Zeit lang durchlief sie sehr hastig, jedoch ohne scheinbare Aufregung, das Geschriebene; aber endlich erbleichte sie plötzlich, und ein lauter Schrei entschlüpfte ihr.

Sie eilte mit dem unheilverkündenden Papier an den Tisch und ließ sich dort, an allen Gliedern bebend, auf einen Stuhl niederfallen.

Ihre Brust schlug heftig, ihre Augen verdüsterten sich und sie fühlte, daß ihre Kräfte sie verlassen würden. Gegen eine Ohnmacht ankämpfend, bemühte sie sich, um Hülfe zu rufen, aber ihre Stimme versagte ihr. Dann wankte sie, nicht ohne sich die größte Gewalt anzuthun, nach der Ecke des Zimmers und riß an der Klingelschnur.

Eine Magd kam herbeigeeilt.

„Maria," sagte sie, ihre Aufregung so viel als möglich verbergend, „laufe in den Goldnen Löwen, in den Schwan und bestelle ein Fuhrwerk und ein Pferd, zwei Pferde, gute Pferde. Ich bitte Dich, ich flehe Dich an, beeile dich: ich werde Dich belohnen, reichlich belohnen."

„Frau," antwortete die Magd, „ich werde wahrscheinlich im ganzen Dorfe kein Fuhrwerk mehr finden. Es ist Montag: Jedermann ist auf den Markt nach Kortryk."

„Bei dem Notar!"

„Die Frau des Notars ist eben mit ihren zwei Töchtern in ihrer einzigen Kutsche nach Anseghem gefahren, um dem Begräbniß von Pachter Roeks auf dem Hochholz anzuwohnen."

„O Himmel, dann bei dem Baron! Geh, Maria, laufe, laufe überall herum, biete Geld, viel Geld ..... es ist nothwendig, biete Schätze ..... Ich muß nach Kortryk, wirklich, ohne Verzug. Geh, geh, Maria, ich werde mit brennender Ungeduld warten!"

Sie ließ sich wieder auf den Stuhl nieder, legte den Kopf auf den Tisch und begann heftig zu weinen.

Als sie ihre beengte Brust durch einen langen Thränenerguß ein wenig von der Angst entlastet hatte, nahm sie den Brief

wiederum auf und suchte durch ihre Thränen hindurch zu lesen, was ihr Gatte ihr geschrieben hatte. Wohl wurde sie oft durch Schluchzen bei dieser Lektüre unterbrochen; aber allmälig hatte sie sich doch beinahe vollständige Kunde von dem traurigen Briefe verschafft, welcher also lautete:

„Helena!

„Ich habe deine Hand aus lauter Selbstaufopferung angenommen. Du warst der Meinung, ein anderes Gefühl habe mich angetrieben, und hast mich gehaßt. Hätte diese Verirrung deines Geistes mich allein unglücklich gemacht, so würde ich still und ohne Klage meinem bittern Loose mich unterworfen haben; aber Du bist davon krank geworden, und ich bin mit gemarterter Seele und unsäglichem Schrecken, Schritt vor Schritt, dem Uebel gefolgt, welches deine Kräfte untergrub und mich einen schrecklichen Schlag fürchten ließ, der mich tödten mußte. Denn, Helena, jetzt wage ich es Dir zu sagen, ich liebte Dich mit einer Liebe so frei von aller Selbstsucht, so unaussprechbar innig, daß dieses Gefühl — Gefühl von Anbetung vor einem menschlichen Wesen — in Gottes Augen übertrieben und strafbar erscheinen mußte. Ich wußte jedoch, daß meine Gegenwart allein die Quelle deiner Verkümmerung war und die Ursache deines Todes werden konnte; aber ich bin schwach, ich bekenne es, wenigstens hat die Liebe, die unendliche Liebe zu Dir alle meine Willenskraft verschlungen.

„Lange Zeit habe ich täglich den Himmel um Rath angefleht, ich habe mir das Gehirn zermartert, um etwas ausfindig zu machen, das zu deiner Genesung oder Aufheiterung beitragen könnte. Du weißt, was ich versucht, was ich gethan habe. Alles war fruchtlos, weil das Schwerdt, welches Dir die Seele durchbohrte, in der Wunde stecken geblieben war. Dieses Schwerdt war meine Gegenwart. Ich bitte Dich um Verzeihung, Helena, daß ich es nicht früher mit der nöthigen Klarheit erkannt habe, um Verzeihung für meine Schwachheit und für die Liebe, welche mir die Sinne verdüstert hatte.

„Es gibt nur ein Mittel, um Dir die Gesundheit und den Frieden des Herzens wieder zu geben. Dieses Mittel werde ich

nun in Anwendung bringen; ich reise nach Ostende, von da nach England, und weiter nach den unbekannten Regionen des unermeßlichen Amerika's.“ —

Sie unterbrach ihre Lektüre und erhob sich mit einem Lächeln freudiger Angst auf dem Gesicht.

Die Magd kam die Treppe herauf. Es mochte also noch ein Mittel geben, um Valentin einzuholen, ehe er Kortryk erreichte; im andern Fall wollte Helena die Eisenbahn nehmen und ihrem armen Gatten nach Ostende, nach England folgen! Sie wollte ihn triumphirend zurückbringen, ihn um Verzeihung bitten, ihm um den Hals fallen und ihm durch die feurigsten Beweise von Zuneigung die Erkenntniß beibringen, daß er sich geirrt hatte. O, wie wollte sie ihn so glücklich machen! Denn nun fühlte sie tief, was für ein edles Herz, und welchen großmüthigen Mann sie zu ewigem Leide verurtheilt hatte.

Die Magd trat ein und sagte:

„Frau, es ist nirgends ein Fuhrwerk zu bekommen. Der Baron ist gleichfalls nach Kortryk; es ist nur die Dienerschaft auf dem Schloß, und diese getraut sich nicht, Ihr Begehren zu erfüllen.“

„O mein Gott, habe Mitleid mit mir!“ rief Helena verzweiflungsvoll aus. „Kein Fuhrwerk? Du stürzest mich in den Tod, Maria!“

„Ja, Frau,“ setzte die Magd hinzu; „der Wirth im Schwanen sagt, daß bei Herrn Rosseels ein Fuhrwerk zum Verkaufe steht und daß er es vielleicht herleihen wird. In dem Schwanen hat man noch ein gutes Pferd im Stall.“

„Aber, Unglückliche, laufe zu Herrn Rosseels, sage ihm, daß ich es kaufe. Schnell gemacht, schnell gemacht!“

Das Mädchen verschwand. Noch eine Weile fuhr Helena fort, dem Himmel ihre Angst zu klagen; hernach setzte sie sich, wie angezogen von dem Briefe ihres Gatten, wieder an den Tisch und las weiter.

... „Ja, Helena, wenn dieses Schreiben Dir mein letztes Lebewohl meldet, werde ich mich bereits auf dem Ocean befinden. Betrachte mich als todt für Dich und für die ganze Welt. Sei frei und genieße in Frieden und Fröhlichkeit das Leben, welches

Dir Gott vergönnen wird. Klage mich nicht der Gefühllosigkeit an. Dich verlassen, auf ewig von Dir scheiden, Dich nie mehr zu sehen, das ist die Nacht eines hoffnungslosen Kummers, die Hölle eines endlosen Leidens, welches ich für meine arme Seele annehme. Ich flehe Dich an, glaube mir, daß meine Entfernung das schmerzlichste Opfer ist, welches man von einem Menschen, einem allzu gefühlvollen Menschen, wie ich bin, verlangen kann. Würde ich nicht durch den Gedanken unterstützt, daß mein Entschluß Dir Genesung bringen wird; geschähe es nicht deinetwegen, daß ich dieses entsetzliche Geschick mir auf die Schultern lade, ich würde unterliegen, ehe mein Fuß den Boden Amerika's betritt. Aber an Dich denken, Gott bitten, daß er Dir Gesundheit und Freude des Herzens wieder schenke, Dich mit den Augen meines Geistes sehen, Dich begleiten, dieß wird hinfort mein Leben sein ..... Und fern von Dir, in einer andern Welt, werde ich Dich noch lieben, lieben mit derselben Innigkeit, bis das Grab sich schließt über dem armen Schlachtopfer einer verkannten Zuneigung und einer unglücklichen Liebe.

„Ich lasse Dir all mein Besitzthum und flehe Dich als um eine letzte Wohlthat an, frei und nach deinem Gutdünken darüber zu verfügen. Wenn Jemand Dich deßhalb beschränken wollte, so wird das Testament, welches ich in die Kasse gelegt habe, Dich gegen alle Beschwerde schützen.

„Lebe wohl, Helena, gewähre mir deine Verzeihung für all das Leid, welches ich Dir unfreiwillig angethan habe.

„Lebe wohl, lebe wohl!

„Valentin Stoop."

Am Ende dieses Briefs konnte sie kaum mehr die Buchstaben unterscheiden, so heftig strömten die Thränen ihr aus den Augen.

Indem sie allerlei verzweiflungsvolle Worte und bittere Beschuldigungen gegen sich selbst ausstieß, stand sie auf und öffnete die Kasse. Sie nahm das zweite Blatt heraus und las auf dem Umschlag:

„Dieß ist mein Testament."

Ein schneidender Schrei entschlüpfte ihrer beengten Brust; sie

lief mit aufgehobenen Händen mitten in das Zimmer, fiel dort auf die Kniee nieder und rief:

„O Gott, barmherziger Gott, habe Mitleid mit mir! Sein Testament? Er soll todt für mich sein? Nein, nein, strafe mich nicht so grausam in deinem Grimm! Erbarmen! Gewähre mir deinen Beistand, daß ich ihn wiedersehe! Ich will büßen, ich will büßen, ich werde ihn ehren, ich werde ihn lieben, ich werde ihm eine ergebene, eine dankbare Gefährtin sein. Ja, ja, ich werde den Eid halten, welchen ich vor deinem Altar geschworen habe! . . . Wehe, wehe, zu spät, zu spät!"

XVII.

Als Valentin nach dem schmerzlichen Abschied seine Reise angetreten hatte, welche ihn auf ewig von Allem, was er liebte — von seiner Gattin und von seinem Vaterlande — entfernen mußte, hatte er sich eine Weile unter seiner gränzenlosen Verzweiflung wie vernichtet gefühlt. Bald jedoch hatte die Ueberzeugung, daß er eine große Pflicht erfülle, ihm wieder einige Kraft verliehen, und er fand sich stark genug, selbst die Thränen zurückzuhalten, welche ihm aus den Augen brechen wollten. Der Kutscher konnte in den Wagen hineinsehen, und Valentin wollte seinem Knecht keinen Grund geben, um sich über das Benehmen seines Herrn zu verwundern.

In seiner tiefen Bedrücktheit erfreute es ihn einigermaßen, daß die Pferde mit größter Schnelligkeit dahin liefen. Es gab jetzt keine Umkehr mehr von dem gefaßten Beschluß; jedes Zaudern war unmöglich geworden und er fühlte, daß in dem Maße, als die Entfernung zwischen ihr und ihm sich erweiterte, er auch an Muth und Geistesklarheit gewann.

Kaum war er zum Dorfe hinaus, als er mit einer Art von Angst auch die Kutsche still halten sah. Der Gedanke, daß bei den Pferden oder dem Fuhrwerk ein Unfall vorgekommen sein könnte, erschreckte ihn. Aber ehe er Zeit hatte, sich bei dem Knecht zu erkundigen, wurde der Kutschenschlag geöffnet und der Notar

stieg ohne Aeußerung eines Grußes auf den Tritt, setzte sich neben Valentin und sagte, während die Pferde wieder anzogen:

„Sie erlauben doch, nicht wahr, Herr Stoop? Zwischen Freunden braucht man nicht zu fragen. Sie gehen nach Kortryk? Ich muß gleichfalls dahin. Meine Absicht war, die Diligence zu nehmen; da es aber so schön Wetter ist, bin ich vorausgegangen, um sie auf der Straße zu erwarten; nun sich aber die Gelegenheit darbietet, in Gesellschaft eines Freundes zu reisen, ist es mir um so lieber, anstatt mir in dem alten Todtenkarren die Glieder aus einander schütteln zu lassen. Ihre Kutsche ist bequem, Herr Stoop, aber warum treibt der Knecht die Pferde so übermäßig an? Er könnte machen, daß sie in Stücke geht und wir den Hals brechen. Es brennt doch nicht?"

Der Notar war ein kurzes, dickleibiges Männchen, mit weinrothen Wangen und einem offenen, fröhlichen Gesichte.

Er mußte im Gegensatz zu den meisten seiner Amtsgenossen ein großer Liebhaber von Schwatzen sein, denn er plapperte in einem fort, ohne nur einmal zu bemerken, daß Herr Stoop auf das, was er sagte, nicht einmal hörte, sondern in ganz andere Gedanken vertieft zu sein schien.

Hätte der Notar nur ein wenig Acht gegeben, so wäre es ihm nicht schwer gefallen, sogleich zu errathen, daß sein Erscheinen dem Eigenthümer der Kutsche sehr unangenehm war. Endlich bemerkte er jedoch die ungewöhnliche Verschlossenheit Valentins.

„Sie haben Verdruß, nicht wahr, mein guter Herr Stoop?" fragte er. „Ist Ihre Frau noch immer krank? Sie müssen deßhalb nicht den Muth verlieren. Es geht dem Sommer zu.... Der Kutscher wird uns gewiß noch gegen die Bäume werfen! — Sie scheinen unpäßlich, Herr Stoop?"

Es war Valentin unmöglich, den Notar ohne Antwort zu lassen. Mit Widerwillen sagte er also:

„Ich bin nicht unpäßlich, Herr Notar, aber ich habe nicht sonderlich gut geschlafen. — Ist etwas an Ihrem Pferde oder an Ihrem Fuhrwerk passirt?"

„Ganz und gar nicht," rief der Notar. „Sie befinden sich Beide vollkommen wohl. Wir Männer, wir trachten immer dar-

nach, die Herren im Hause zu sein. Ja wohl, passe nur auf! Herr, wenn die Frau und die großen Kinder nicht daheim sind. Heute ist auf dem Hochholz unterhalb Anseghem das Begräbniß von dem Pachter Roeks, einem alten Vetter meiner Frau. Sie ist mit ihren zwei Töchtern hingefahren, nicht aus Achtung für die Hinterbliebenen, weit entfernt, sondern weil viel Volk dort sein wird. Will nun der arme Notar sein Geschäft abmachen, so muß er zu Fuß gehen oder sich in der vermaledeiten Roßmühle, welche man zum Hohn Diligence nennt, die Eingeweide so durch einander rütteln lassen, daß sie kaum in acht Tagen wiederum an ihren rechten Platz gelangen. Da habe dann Einer ein Fuhrwerk!"

Nach einer augenblicklichen Stille fuhr er fort:

„Die Geschichte mit dem Pachter Roeks ist doch recht sonderbar. Sie müssen den Mann gekannt haben; er lieferte Ihrem Schwiegervater viel Reps und kam oft in dessen Haus. Kennen Sie ihn nicht?"

„Ich habe ihn nie gesehen," murmelte Valentin.

„Wirklich, Sie sind noch nicht lang genug in unserer Gegend und leben ziemlich eingezogen. Um so besser; das gibt mir Gelegenheit, Ihnen diese Geschichte zu erzählen. Es wird die Fahrt verkürzen, und da Sie melancholisch sind und nicht schwatzen wollen, so will ich allein sprechen, und geschähe es auch nur zu meiner eigenen Unterhaltung.... Der verdammte Kutscher!"

Ohne um Erlaubniß zu fragen, ließ er eines der Kutschenfenster herab und rief:

„Was zum Teufel, Jan, heißt das auch fahren wie ein Mensch von gesundem Verstande? Man kann da innen kein Wort mehr sprechen, ohne sich die Lungen aus dem Leibe zu schreien. Mäßige den Schritt deiner Pferde, wir haben Zeit genug."

Der Knecht gehorchte dem Befehl und der Notar sagte, nachdem er das Fenster wieder hinaufgezogen hatte, zu Valentin:

„Der Pachter Roeks also saß seit Jahren auf einem der besten und größten Hofgüter in der Gegend. Er zahlte für dasselbe keinen hohen Zins und legte jedes Jahr ein schönes Sümm-

chen beiseite. Dieß machte ihn hochmüthig, geizig und grob. Vielleicht war dieß die ihm angeborne Gemüthsart. Man nannte ihn das Stachelschwein, weil Niemand ihm nahe kommen konnte, ohne mit barschen Worten von ihm empfangen zu werden.

„Plötzlich vernimmt er, daß der Eigenthümer seines Hofguts beschlossen habe, dasselbe zu verkaufen, und er erhält einen Brief, worin er aufgefordert wird, die Ländereien den Liebhabern zu zeigen, welche sich etwa zur Besichtigung derselben einfinden könnten. Pachter Roeks gerieth in den größten Verdruß und Zorn: vierzehn Tage lang machte er aus seinem Hause eine Hölle und schien seine Unzufriedenheit an Frau und Kindern, an seinen Dienstboten und an Jedermann, der ihm nahe kam, auslassen zu wollen.

„Was den hitzigen Burschen dermaßen ärgerte, war der Gedanke, daß der neue Käufer des Hofgutes den jährlichen Pachtzins ansehnlich vergrößern würde, da Grund und Boden nunmehr so hoch im Preise standen. Um diesem vorzubeugen, hatte er sich in seinem groben Verstand folgendes schlaue Mittel ausgedacht. Er wollte den Liebhabern, welche zur Besichtigung des Hofguts sich einstellen mochten, so viel Schlimmes von demselben sagen und ihnen solchen Abscheu davor einflößen, als es nur immer möglich wäre. Dadurch, daß er den alten Besitzer — seinen Wohlthäter darf man sagen — um viele Tausende benachtheiligte, hoffte er es dahin zu bringen, daß das Hofgut zu sehr niedrigem Preise gekauft und er somit einer Erhöhung des Pachtzinses entgehen würde — denn, merken Sie wohl, seine Pachtzeit sollte demnächst ablaufen . . . . Sie werden hören, wie diese List ihm gelang.

„Eines Nachmittags fuhr vor dem Hause ein Miethfuhrwerk an. Ein alter Herr, mit grauem Haar und dürftig gekleidet, stieg aus, schickte das Fuhrwerk nach dem Dorfe, trat ein und fragte nach dem Pachter. Dieser, von einem der Dienstboten gerufen, erschien mit grimmigem Gesicht, betrachtete den Fremden sehr unwirsch und begann mit einem heftigen Ausfall gegen die langweiligen Besuche der Liebhaber, die ihn bei seiner Arbeit

störten, als dächten sie, er lebe von seinen Renten und könnte seine Zeit mit nutzlosem Hinundherwandern verlieren.

„Der alte Herr schien über solchen Empfang verwundert, verbarg jedoch seine Unzufriedenheit und hatte von Jemand, der Lust trüge, das Gut zu kaufen, den Auftrag erhalten, von demselben Einsicht zu nehmen.

„‚Nun,‘ rief Roeks ungeduldig, ‚so kommen Sie und bemühen Sie sich ein wenig schnell zu gehen; ich werde Ihnen die Ländereien zeigen und muß mich beeilen. Es sind dort zwanzig Taglöhner, die auf meine Befehle warten. Ihr Stadtleute, mit eurem gemächlichen Leben, ihr denkt, ein Bauer habe auch seine Zeit zu nichts Anderem, als daß er darnach ausschaue, wo die Krähen herfliegen.‘

„Der Greis lief sich außer Athem, um dem barschen Mann folgen zu können. Dieser brachte ihn auf die Felder, wies ihm die meisten Stücke von ferne und gab sie alle für mittelmäßig oder schlecht aus; die Waiden erschienen sauer oder zu trocken, die Aecker mager oder feucht. Es war ein wirkliches Elend, sich so abschinden zu müssen, um dem kargen Boden einige dürftige Früchte abzuzwingen, und gewiß, bei dem übermäßigen Pachtzinse, welchen er nun zu zahlen hatte, mußte er jährlich von seinem eigenen Gelde zuschießen und endlich ganz zu Grunde gehen.

„Es schien jedoch, daß der alte Herr ein Kenner war und den schlechten Sinn oder die Uebertreibung von Roeks wohl errieth, denn er machte einige Bemerkungen darüber, welche ihm von Seiten seines Begleiters sehr unhöfliche Worte und selbst grobe Beleidigungen auf den Hals luden. Der mißvergnügte Fremdling erklärte nun gegen Roeks, er wolle ihn nicht länger aufhalten, da er beschlossen habe, auf dem Hofgute zu übernachten, um sich des andern Tages nach seiner Bequemlichkeit Alles anzusehen. Der Eigenthümer habe versichert, der Pachter werde ihm mit Vergnügen ein Bett anbieten und ihn freundlich behandeln. Aber Roeks lehnte dieß ganz barsch ab unter dem Vorwande, daß auf dem Hofgute kein einziges Bett zur Verfügung stände. Wollte er aufgewärmte Kartoffeln mit Bohnen essen, so

müßte er warten bis zum Abend, denn gegenwärtig habe Niemand Zeit die Arbeit zu verlassen.

„Sehr verdrießlich, ohne es jedoch merken zu lassen, sagte der alte Herr ihm Lebewohl und schlug einen Fußpfad nach dem Dorfe ein. Pachter Roeks rieb sich triumphirend die Hände, weil er wieder einen Liebhaber abgefertigt zu haben glaubte, und ging lachend nach Hause.

„Der Herr, welcher wahrscheinlich bedauerte, seine Zeit verloren zu haben, kehrte zurück und marschirte langsam an den Feldern hin, welche seiner Meinung nach zu dem Hofgut gehörten. Er sah etwas weiterhin einen bejahrten Mann, der zwischen fünf oder sechs Mädchen und Jungen — seinen Kindern ohne Zweifel — eifrig beschäftigt war, auf einem Felde arbeiten.

„An diesen wagte er sich, um Erkundigungen über die Beschaffenheit und den Werth der nebenliegenden Güter einzuziehen. Der Mann antwortete ihm gutwillig, bescheiden und mit auffallendem Verstande; ja er ließ, im Sprechen, seine Arbeit stehen und begleitete den Fremden weit hin über die Felder, um ihm die Aufklärungen, welche er verlangte, zu geben.

„Endlich, von einem besondern Gedanken geleitet, suchte der alte Herr mittelst gelegentlicher Fragen zu erfahren, in welcher Lage sich sein dienstfertiger Begleiter befände. Dieser zeigte sich sehr zufrieden mit seinem Loose. Er saß auf einem kleinen auf vier Kühe lautenden Pachtgut; seine Felder waren ebenso ergiebig, wie die von dem großen Hofe, und er konnte, Gottlob, mit vieler Arbeit und Sorge sein Brod so ziemlich verdienen. Nur ein Umstand machte ihm einige Sorge. Er hatte viele Kinder, die meisten schon herangewachsen, und er würde zu größerem Wohlstand gelangen und weiter vorwärts kommen, wenn er mehr Land in Pacht bekäme; aber daran ließ sich nicht denken, da nirgends mehr ein Stück freies Feld zu haben war.

„Vertraulich schwatzend näherten sie auf ihrer Wanderung sich dem kleinen Besitzthum von Pachter Loons — so hieß der gute Mann. Er ersuchte den Fremden einzutreten, um ein Bischen auszuruhen. Dieser nahm die Einladung mit Vergnügen an. Er sah die Frau und die Kinder von Pachter Loons, fand sie

alle, nach dem Vorbild des Vaters, freundlich und höflich, genoß selbst von dem angebotenen Schinken und verließ das Haus der braven Leute, tief gerührt und dankbar für die gutmüthige Gastfreiheit, welche sie einem Fremdling erwiesen hatten.

„Der alte Herr ging nach dem Dorfe. Anstatt bis morgen dort zu bleiben, ließ er sein Fuhrwerk einspannen und reiste nach Kortryk.

„In seinem thörichten Wahn glaubte Pachter Roeks, durch seine Unverschämtheit es dahin gebracht zu haben, daß sein Grundherr sich genöthigt sehe, das Hofgut aus Mangel an Liebhabern unverkauft zu lassen; denn es verfloß ein ganzer Monat, ohne daß er neue Besucher sah, oder von einem möglichen Verkauf etwas vernahm.

„Auf einmal hielt wieder ein Miethfuhrwerk vor seiner Wohnung still und derselbe alte Herr trat ein.

„Als Pachter Roeks ihn erblickte, rief er grinsend aus:

„‚Sie wieder? Was soll das bedeuten?‘

„Aber der alte Herr nahm einen Stuhl, setzte sich nieder und sagte in einem Ton der Ueberlegenheit:

„‚Pachter Roeks, kennen Sie das Hofgut auf dem Berlaar? Ein schönes Gut, nicht wahr, von achtzig Morgen. Kennen Sie auch den Schaafshof hinter dem Fischweiher und den Kapeller-Eichenwald? Nun, der arme Mandatar, welchen Sie so unverschämt empfangen zu dürfen glaubten, ist seit vielen Jahren der Eigenthümer jener Güter.‘

„‚Der Eigenthümer des Kapeller-Waldes?‘ murmelte Roeks erbleichend. ‚Sie wären Herr Favreel von Gent? Der millionenreiche Grundbesitzer? . . . . . . Und Sie wollen dieses Hofgut kaufen?‘

„‚Es ist schon abgethan, das Hofgut gehört mir.‘

„Wie vom Blitz getroffen, begann der Pächter einige Entschuldigungen wegen seines barschen Benehmens zu stammeln; vergaß aber dabei doch nicht, den neuen Eigenthümer hören zu lassen, daß er einen schlechten Kauf gemacht hätte und an eine Erhöhung des Pachtschillings nicht denken dürfte.

„Der Herr erinnerte ihn daran, daß seine Pachtzeit ver-

fallen wäre, und gab ihm zu verstehen, daß er das Hofgut verlassen müsse; da wäre nichts zu machen; er, der neue Eigenthümer wolle keine so unhöfliche, grobe und brutale Leute auf seinen Gütern sitzen haben.

„Jetzt begann Roeks ein anderes Liedchen zu pfeifen; er flehte um Vergebung, erbot sich zu einer ansehnlichen Erhöhung des Pachtzinses und erschöpfte alle Mittel, um das schreckliche Urtheil abzuwenden; aber der alte Herr, kalt und ruhig, verharrte unerbittlich bei seinem Beschluß und erklärte, sein Nachbar Loons, der neue Pachter, werde eine Stunde nach Ablauf der Pachtzeit auf dem Hofgute erscheinen; und wollte Roeks versuchen, nur einen Tag länger zu bleiben, so würde man zum voraus Maßregeln ergreifen, um ihn daran zu verhindern.

„So geschah es, Herr Stoop; der gute Loons bezog mit seinen Kindern das große Hofgut; der Eigenthümer schoß ihm Geld vor, um sich nach Bedürfniß einzurichten und verlangte keine Erhöhung des Pachtschillings. Roeks hatte das Glück, beinahe unmittelbar nachher ein anderes Hofgut zu finden, aber der Verdruß darüber, daß er einen so vortheilhaften Platz verloren hatte, der Neid über die Wohlfahrt von Pachter Loons, Scham und Aerger verbitterten das ohnedieß schon sehr bittere Gemüth dermaßen, daß er, so zu sagen, an seinem eigenen Herzen zu nagen begann und an übermäßiger Galle elendiglich dahin starb. Man begräbt ihn heute. Was denken Sie von dieser Geschichte, Herr Stoop? Es ist wenigstens eine gute Lektion, nicht wahr?“

Er schwieg eine Weile, in der Hoffnung, sein Zuhörer werde durch einige Bemerkungen ihm Zeugniß geben, daß die Erzählung seine Aufmerksamkeit erregt habe; aber Valentin schien ausschließlich von seinen eigenen Betrachtungen in Anspruch genommen.

„Nun, was denken Sie von dieser Geschichte?“ wiederholte er. „Die Strafe war wohl hart, ich gestehe es; aber wäre es Ihrer Ansicht nach nicht wünschenswerth, daß dann und wann so etwas vorfiele, um gewissen Bauern ihre Grobheit und ihre dumme List abzugewöhnen?“

„Ja, ja, gewiß, Herr Notar, das wäre zu wünschen,“ antwortete Valentin, aus seinen Träumereien auffahrend; „aber ver-

geben Sie mir meine Zerstreutheit, ich habe andere Dinge im Kopfe und wollte Sie etwas fragen. — Da Sie Notar sind, kann Niemand besser als Sie mir sagen, was ich zu wissen verlange."

„Ganz zu Ihren Diensten, Herr Stoop; ich höre."

Es war zu verwundern, wie Valentin so plötzlich die Freiheit des Geistes wieder bekommen hatte. Mit klarer Stimme und selbst mit einer gewissen geheimen Berechnung sprach er:

„Herr Notar, ich habe einen Freund, den ich vor jetzt nicht nennen mag. Er ist ein sonderbarer Bursche, eine Art Misanthrop. Er lebt von seinen Renten und wohnt allein mit einer von seinen Schwestern. Auch zwei Brüder hat er; aber er ist mit ihnen über Erbschaftsangelegenheiten in Zwiespalt gerathen, und seit dieser Zeit scheinen sie einander zu hassen. Mein Freund behauptet, sie verleumden, sie verfolgen ihn und machen ihm das Leben in seinem Wohnorte zur Unmöglichkeit. Wahrscheinlich in einer krankhaften Uebertreibung befangen, ist er zu einem außerordentlichen Entschluß gekommen. Er will Europa verlassen, ohne daß Jemand davon Kunde erhalte, über dem Ocean einen Versteck suchen und für todt gelten. Ich habe sein Vorhaben mit aller Kraft bekämpft, wie Sie sich denken können, Notar; aber es war nichts zu machen. Aber hierin steckt die Schwierigkeit nicht. Er will nur mit wenigem Geld abreisen und den Besitz seines ganzen Vermögens der Schwester, die bei ihm wohnt, mit Ausschluß aller andern versichern. Nun fürchtet er wohl mit Recht, nicht wahr, es werden, da er abwesend ist, ohne daß man weiß, ob er auch noch am Leben oder schon verstorben, seine übrigen Brüder und Schwestern das Gesetz anrufen, um der einzigen Schwester, welche der Gegenstand seiner Zuneigung ist, den Besitz und sogar die Verwaltung seines Vermögens zu entziehen. Er hat mich über das, was zu thun wäre, um Rath gefragt, weil er sie vor Anfechtungen bewahren wollte, ohne nöthig zu haben, einem Notar sein Geheimniß anzuvertrauen. Ich habe ihm geschrieben, er solle ein Testament zu Gunsten seiner Schwester hinterlassen. Dieser Rath war gut, nicht wahr?"

„Ach, ach, mein guter Herr Stoop," antwortete der Notar lachend, „da haben Sie den Ball häßlich fehlgeworfen. Ein

Testament? Ein Testament ist ohne Kraft und ohne Werth, so lang derjenige, welcher es gemacht hat, nicht todt ist, das heißt, so lang sein Ableben nicht gesetzlich dokumentirt ist."

„O mein Gott, was habe ich gethan!" rief Valentin erbleichend aus.

„Ei, wie regt Sie doch die Sache so wunderbar auf? Was Sie gemacht haben, Herr Stoop? eine Dummheit haben Sie begangen; aber das ist begreiflich. Das sind Dinge für Notare und Advokaten. Wenn Ihr Freund abgezogen ist, ohne eine Aufklärung über seine Existenz zu hinterlassen, so werden seine Brüder alsbald die Hülfe des Gesetzes anrufen, um das Vermögen des Abwesenden unter Administration stellen zu lassen, und die begünstigte Schwester wird sammt dem Testamente vor die Thüre gesetzt werden, akkurat so wie ich Ihnen sage."

Valentin hatte sich große Gewalt angethan, um seinen Schrecken und seine Angst zu verbergen.

„Ach, Herr Notar," sagte er, „es thut mir unendlich leid, daß ich einen so schlechten Rath ....."

„Einen lächerlichen Rath ....."

„Ja, einen lächerlichen Rath meinem Freunde gegeben habe. Aber wenn er das Geheimniß absolut Niemand anvertrauen wollte, gäbe es denn gar kein Mittel, durch ein schriftliches Dokument seine Schwester ohne Anfechtung in den Genuß seines Vermögens einzusetzen?"

„Ja wohl, so weit es nicht eine Veräußerung der Güter betrifft. Er konnte ihr mit dem Testament, das späterhin seine Wirkung hätte, eine Vollmacht zurücklassen; dann wäre Niemand das Recht zugestanden, sie nur im Mindesten deßhalb zu belästigen."

„Und in welcher Form müßte eine solche schriftliche Vollmacht abgefaßt sein, Herr Notar?"

„Wie alle andern allgemeinen Vollmachten."

„Ich bitte, sagen Sie mir, wie der Text hiezu lauten muß."

„Ich will Ihnen morgen zu Hause eine Vorschrift hiezu geben. Wozu sollte es dienen, Herr Stoop, wenn ich es Ihnen jetzt angäbe; Sie würden es doch vergessen."

„Es ist nur, Herr Notar, weil ich mich beeilen muß, es

meinem Freunde zu schreiben. Er ist noch nicht abgereist, und es möchte deßhalb noch Zeit sein, zu verhüten, daß er nicht das Opfer einer Dummheit, wie Sie es mit Recht nennen, werde."

„O, ich erinnere mich," rief der Notar plötzlich, „als ich vor längerer Zeit in Ihrem Kabinet war, um über den Pacht Ihres Hofgutes zu Belleghem mit Ihnen zu sprechen, da haben Sie mir ein Buch gezeigt, woraus Sie die Form eines Pachtbriefs genommen hatten. Dieses Buch besitze ich gleichfalls, und ich habe es früher je und je der Zeitersparniß wegen zu Rath gezogen. Nun, in diesem Buche stehen Vorschriften für allerlei Vollmachten."

„Ich danke für Ihre Belehrung, Herr Notar," sagte Valentin mit einem Strahl der Freude in seinen Augen. „Denn Sie begreifen, daß es kein angenehmes Gefühl ist, zu wissen, daß man einem Menschen, der Vertrauen auf uns setzt, einem alten Freunde einen schlechten Rath gegeben hat. In Wahrheit, ich danke Ihnen herzlich."

Er stand auf und ließ das Kutschenfenster herab.

„Jan, halte vor dem Wirthshause in der Vorstadt," gebot er. „Du wirst den Pferden Brod geben und sie trinken lassen, jedoch ohne auszuspannen."

„Sie gehen nicht in die Stadt hinein?" fragte der Notar, als er diesen Befehl hörte.

„Ja, später," antwortete Valentin; „ich habe erst noch etwas in der Vorstadt abzumachen."

Der Notar begann von andern Dingen zu reden, sprach von Gütern, die zu kaufen waren, von Processen, die sich entspannen, von Politik und von Wahlen; aber Valentin war wiederum in seine frühere Träumereien versunken und antwortete nur hin und wieder mit einer gleichgültigen Redensart.

Die Kutsche machte in Kurzem vor einem Wirthshause in der Vorstadt Halt.

Nachdem er einen Händedruck und Gruß mit Herrn Stoop gewechselt hatte, begab sich der Notar zu Fuß in die Stadt.

„Jan, gib den Pferden etwas Brod," sagte Valentin zu

dem Knecht. „Beeile Dich: binnen fünf Minuten mußt Du bereit sein, wieder heim zu fahren.“

Er trat in das Wirthshaus, befahl der Kellnerin, seinem Kutscher ein Glas Bier zu bringen, und setzte sich in eine Ecke an einen Tisch.

Um sich der Beobachtung der Leute, welche sich in der Schenke befanden, zu entziehen, griff er nach einer Zeitung und las zum Schein mit großer Aufmerksamkeit; aber seine kummervollen Gedanken waren weit weg von dem Orte, wo er eben verweilte. Ja, er sollte, ganz und ausschließlich seinen Betrachtungen hingegeben, selbst der Zeit vergessen; denn bereits waren zehn Minuten verflossen, als der Knecht ihm meldete, daß er auf die Befehle seines Herrn warte.

Valentin eilte nach der Thüre und sagte, in die Kutsche springend, seinem Diener:

„Nach Hause zurück, Jan! Laß die Funken sprühen, laß die Pferde fliegen! Halte für Niemand, für Niemand, hörst Du? Und nun, vorwärts wie der Wind!“

Jetzt, da er sah, daß er mit außerordentlicher Schnelligkeit dem Ziele, das er ohne Zeitverlust zu erreichen wünschte, sich näherte, kam etwas mehr Ruhe in sein Gemüth, und er begann zu erwägen, welche leidige Unvorsichtigkeit er begangen hatte. Er war nicht auf Gütergemeinschaft mit Helena getraut worden. So hatte Herr Minnens es gewollt. Die entfernten Vettern, welche, da er noch in Armuth sich befand, niemals Notiz von ihm genommen, hatten seit seiner Verheirathung ihn aufgesucht. Einer von ihnen hatte sogar im Dorfe die Hoffnung blicken lassen, einmal dessen Erbe zu werden, da seine Frau sehr kränklich wäre und wahrscheinlich kinderlos absterben würde. Wäre Valentin abgereist, ohne durch einen glücklichen Zufall noch zuvor dem Notar zu begegnen, dann würden ohne Zweifel diese Vetter der armen, kranken Helena allerlei Beschwerde und viele Betrübniß angethan haben. So war wenigstens seine Ueberzeugung und seine Besorgniß. Jetzt hatte er indessen noch Zeit, seine Unbesonnenheit wieder gut zu machen.

Helena vermuthete nichts. Er wollte versuchen, in aller

Stille in das Schloß zu gelangen und sein Zimmer zu erreichen, ohne daß seine Frau es bemerkte. Da gedachte er eiligst die Vollmacht zu schreiben und auf seinen Tisch zu legen, in einem Umschlag, als ob es ein für sie bestimmter Brief wäre. Dann wollte er sie aufsuchen, ihr weiß machen, daß er etwas vergessen, das sein kranker Freund ihn mitzubringen ersucht hätte, und hernach fest und auf immer abreisen.

In solche Betrachtungen blieb er versunken, bis er den Kirchthurm des Dorfes in der Ferne hinter den Bäumen auftauchen sah. Noch einmal, noch einmal sollten seine Augen sie sehen Diese Vorstellung stimmte ihn zu unwillkürlicher Freude, und er lächelte sogar mit einer Art kindischen Glücks . . . . . aber da kam die Ueberzeugung, daß sein Lebewohl auf ewig gelten würde, und umhüllte seinen Geist wieder mit schwerer Düsterheit, und mancher Seufzer entschlüpfte seiner beengten Brust.

Als die Kutsche auf der Landstraße an der Stelle angekommen war, wo die Schloßallee ausmündete, ließ Valentin still halten und sprang heraus.

„Jan," sagte er, „deine Pferde schäumen vor Schweiß. So dürfen sie nicht in den Stall. Sie würden unfehlbar krank. Laß sie eine Viertelstunde hier auf der Straße auf und abgehen; dann bringst du sie zum Schloß hinauf; aber Du mußt sie durch die Allee und in den Hof Schritt für Schritt führen, damit man nicht hört, daß die Kutsche zurückgekommen ist."

Der Knecht schaute ihn etwas verblüfft an und war im Begriff, eine Bemerkung zu wagen; aber Valentin sagte in kurzem Ton:

„Ich bin nicht gewohnt, Jan, Dir barsche Befehle zu geben; jetzt aber kein Wort: ich will Gehorsam haben."

Er trat in die Allee, erreichte das Thor und gelangte in das Schloß. Niemand von der Dienerschaft hatte ihn gesehen; er hörte Nichts. Jetzt konnte er, ohne dem Saal nahe zu kommen, wo seine Frau sich gewöhnlich aufhielt, die Treppe gewinnen. Er hatte nur einige Minuten nöthig, um die Vollmacht zu schreiben, dann wollte er muthvoll noch einmal Abschied nehmen und sofort

eiligst einen Ort verlassen, wo seine Gegenwart einem angebeteten Wesen den Untergang gebracht hatte. . . . . .

Wohl bestürmte der Zweifel noch sein Gemüth, ja er blieb zögernd auf der Hausflur stehen, erschrocken über den Gedanken, über die Hoffnung, daß ein unerwarteter Grund ihn vielleicht noch von der schrecklichen Reise über den Ocean zurückhalten könnte.

Aber er schüttelte entschlossen den Kopf, verjagte aus seinem Geiste die eiteln ihn berückenden Vorstellungen und stieg Schritt für Schritt die Treppe hinauf, damit nicht das mindeste Geräusch seine Rückkehr verrathen möchte, so lang die Vollmacht noch nicht geschrieben wäre.

Die Thüre seines Zimmers stand offen, und er trat leise hinein; aber er wurde todesbleich und begann zu zittern, während er seine starren Augen auf die offenstehende Geldkasse neben dem Tische richtete.

An dem Tische saß Helena, mit dem Kopfe auf einigen Papieren. Sie schien zu schlafen . . . . .

Himmel! Helena hatte die Kasse geöffnet, seinen Brief gelesen! Was sollte er jetzt thun? In der Stille wieder fortgehen, ohne sie zu wecken? Aber die Vollmacht!

Er hielt den Athem an und überlegte.

In dieser ängstlichen Verlegenheit flogen die Gedanken schnell wie der Blitz stürmend durch den Kopf. Konnte er nicht zu Kortryk oder sonst wo eine Vollmacht schreiben und sie ihr mit der Post zuschicken?

Schon hatte Valentin einen Schritt rückwärts gethan, um aus diesem Zimmer und dem Schlosse zu entfliehen; aber da glaubte er eine glänzende Thräne zwischen den Fingern seiner Gattin hängen zu sehen. . . . . . Er streckte den Hals vor und bemerkte mit unaussprechlicher Erregung, daß sie den Kopf auf seinen Brief gelegt hatte, und daß die Schrift von diesem Briefe in dem Strom ihrer Thränen gänzlich weggeschmolzen war . . . . . .

Sein Muth erlag.

„Arme Helena!“ seufzte er, „arme Helena!“

Seine Gattin stand auf, stieß einen gellenden Schrei aus, wich einen Schritt zurück und schaute ihn zitternd an, als könnte sie ihren Augen nicht glauben; aber ehe er Zeit hatte, die mindeste Bewegung zu machen, eilte sie mit offenen Armen auf ihn zu und rief:

„Du, Du, Valentin? Du hier? O, Gott hat mich erhört!"

Und sie sank ihm jubelnd an die Brust, schlang die Arme um seinen Hals und küßte ihn, weinend und allerlei freudige Worte stammelnd, während neue Thränen ihr von den Wangen floßen.

Valentin ließ, von geheimer Angst ergriffen, sich von seiner Gattin mit den Beweisen ihrer unendlichen Freude überhäufen, ohne zu zeigen, daß er hiefür empfänglich wäre. Himmel, wenn ihr Geist eine Störung erlitten hätte! Sie umarmte ihn mit fieberischer Heftigkeit. Die Liebe, die wahrhaftigste, die innigste Liebe konnte die alleinige, die natürliche Quelle solcher Herzensergießungen sein!

„Nun, Helena, beruhige Dich!" sagte er. „Nun Du mein Vorhaben kennst, laß mich nicht unter dem grausamen Abschiede erliegen."

„Deinem Abschiede? Deinem Abschiede?" rief sie mit halb irrem Lachen, ohne ihn loszulassen. „Ach, Gott hat mir meinen theuren Gatten wieder geschenkt: keine Macht der Erde entreißt mir ihn mehr!"

„Die Pflicht gebietet, Helena; das Geschick ist unerbittlich."

Sie fiel knieend zu seinen Füßen nieder, hob die zitternden Hände zu ihm empor, widersetzte sich seinem Bemühen, sie aufzuheben, und rief flehend aus:

„Nein, laß ab: so muß ich büßen vor Dir. Vergebung, Erbarmen! O, sprich nicht mehr von Abreisen, Valentin! Verläßt Du mich heute, und Du ermordest mich; bleibe, und Du rettest mich zum zweiten Mal . . . und gibst mir die Gesundheit, das Leben, das Glück! Ich werde Dir unterthänig sein, Dich ehren, Dich lieben, Valentin . . . . lieben, lieben, wie Du mich geliebt hast. Ich habe es Gott gelobt, und ich werde es getreu erfüllen. O, sei gnädig gegen mich! Um zu genesen, um lang und fröh-

lich in deiner Liebe zu leben, bedarf es für mich nichts als deiner Zuneigung, als des Kusses der Versöhnung!"

Sie sprang wieder auf, flog ihm abermals an den Hals und rief:

„O, gib mir diesen Kuß, diesen ersten Kuß meines vielgeliebten Gatten!"

Dießmal leistete Valentin keinen Widerstand mehr. Er drückte Helena mit feuriger Zärtlichkeit an sein Herz und benetzte ihre Stirne mit Thränen unaussprechlicher Glückseligkeit.

Von einem und demselben Gedanken angetrieben, erhoben Beide den Blick zum Himmel; sie sprachen nichts, aber in ihren Augen flammte die Dankbarkeit auf zu Gott, der nach so schmerzlicher Prüfung sie zu den glücklichsten Menschen der Erde gemacht hatte.

XVIII.

Telegramm.

An Heinrich Hegels in Ostende.

Lisseghem den 15. Januar 1860.

Hurra! Ein Sohn ist mir geboren. Er soll Heinrich heißen. Schöner, theurer Name! Mutter und Kind sind wohl. Gott sei gepriesen!

Valentin Stoop.

Conscience, Hendrik,

Valentin eine Geschichte unserer Tage

Bd.: 2

Stuttgart [1868]